

## I. Die bauliche Entwicklung Alt-Dürens.

In dem bahnbrechenden Werke „Markt und Stadt“<sup>1)</sup>, hat Rietschel als der erste darauf hingewiesen, welch' weittragenden Schlüsse die Stadtpläne auf die Entstehung und Entwicklung der deutschen Städte gestatten. Von den Stadtplänen des rechtsrheinischen Deutschlands sagt er geradezu: „Sie zeigen aber auch das allmähliche Entstehen der Stadt, sie sind ein Stück Stadtgeschichte.“<sup>2)</sup> Die Frage, wie weit die Stadtpläne ein Stück Stadtgeschichte seien, ist aber besonders für Düren von der grössten Wichtigkeit. In dem Brande von 1543 ging nämlich das städtische Archiv zu Grunde,<sup>3)</sup> verloren sind daher alle Urkunden und Akten, die uns über das allmähliche Entstehen der Stadt hätten belehren können. In jenem Brande wurde die Stadt bis auf hundert und etliche Häuser zerstört. In kürzester Frist aber erstand sie wieder,<sup>4)</sup> und es liegt nicht der mindeste Grund zur Annahme vor, dass man bei dem Wiederaufbau irgendwie von dem bisherigen Grundrisse abgewichen sei. Somit zeigt uns der vortreffliche Stich von Wenzel Hollar aus dem Jahre 1634 (Abbildung 1) den ältesten Grundriss der Stadt, und vergleicht man mit diesem den der Gegenwart, so ergibt sich, dass Alt-Düren bis auf unsere Tage seinen ursprünglichen Grundriss bewahrt hat. An anderer Stelle<sup>5)</sup> habe ich durch indirekte Schlüsse den Ursprung der Stadt nachgewiesen, im folgenden werde ich versuchen, unter Berücksichtigung der erschliessbaren allgemeinen historischen und wirtschaftlichen Verhältnisse an der Hand des Grundrisses, wie er sich auf dem Hollar'schen Plan zeigt, ihre allmähliche, bauliche Entwicklung darzulegen, ohne indessen eine eigentliche, ausführliche Topographie Altdürens geben zu wollen.

Auf dem achten Tage für Denkmalpflege in Mannheim haben Professor Meier-Braunschweig und Geheimrat Dr. Stüb-

1) Leipzig 1897.

2) a. a. O. S. 130.

3) Schoop, Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, 64, S. 264.

4) Schoop, Geschichte der Stadt Düren, S. 81 ff.

5) a. a. O. S. 36 ff.

ben sich vom Standpunkt der Denkmalpflege eingehend über die Grundrissbildung deutscher Städte verbreitet und vier Hauptformen dieser Grundrisse festgestellt.<sup>1)</sup>

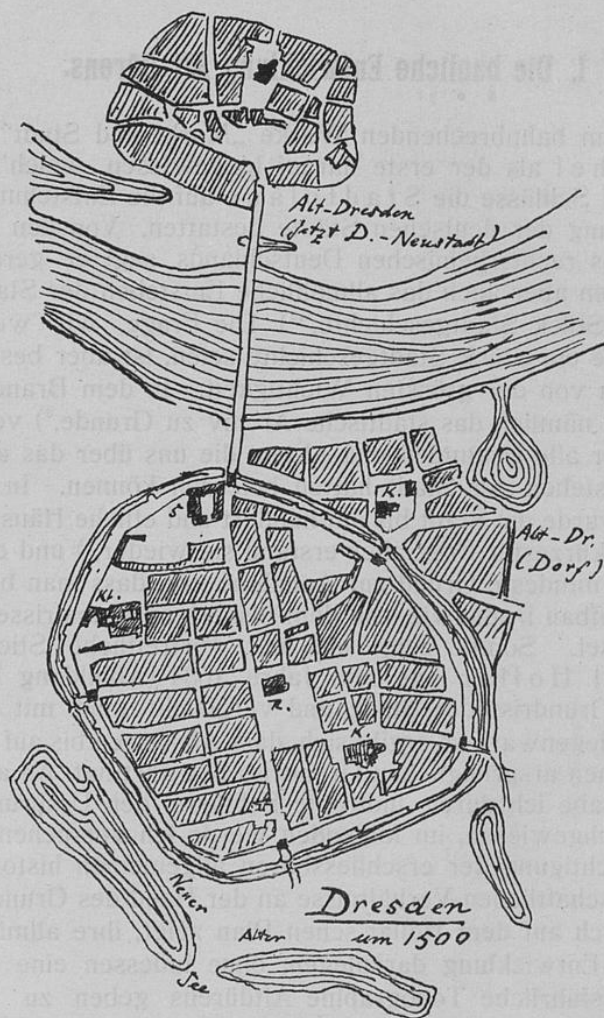


Abbildung 2.

1. Der Umriss, bezeichnet durch die Stadtmauer und den vorliegenden Graben, hat eine mehr ovale Form, in den Strassen aber lässt sich eine ausgesprochene gradlinige Längsachse fest-

1) Die Vorträge sind inzwischen im Druck erschienen: Die Grundrissbildung der deutschen Städte des Mittelalters. Bericht des achten Tages der Denkmalpflege, Berlin 1907, S. 151—175.

stellen, die sich auch als Hauptheerstrasse darstellt, welche vor Gründung der Strasse bestand. An den Enden dieser Strassen liegen die Haupttore. An diese Hauptstrasse setzen sich eine Menge Neben- oder Querstrassen an, von denen häufig die mittlere eine zweite Haupt- oder Heerstrasse ist, welche die erste kreuzt und an den Enden wiederum Tore hat. Dieser Typus ist besonders gut ausgeprägt in der Altstadt Dresden. (Abbildung 2.)

2. Der Umriss ist gleichfalls oval, auch zeigt sich wieder die Hauptachse und meist die Querachse, „aber die andern Strassen laufen zwischen den gradlinigen Hauptstrassen und der gebogenen Umrisslinie so her, wie die Meridiane auf projizierten Landkarten“. Sie laufen vor den inneren Toren im spitzen Winkel mit der Hauptstrasse zusammen. Ein gutes Beispiel dieser Art bietet Goslar. (Abbildung 3.)

3. Der Grundriss ist rechteckig, die einzelnen Strassen kreuzen sich rechtwinklig, so dass rechteckige Häuserblocks entstehen. Unter den neueren Städten bietet ja hier Mannheim ein gutes Beispiel, unter den älteren Jena. (Abbildung 4.)

4. Der Grundriss empfängt durch die Geländebildung sein Gesetz, welches in jedem Falle ein anderes ist. Hierhin gehören, um allbekannte Beispiele anzuführen, Freiburg in der Schweiz und Lausanne am Genfer See.

Zu welcher dieser vier Klassen gehört nun der Plan von Düren? Er lässt sich in keine derselben genau unterordnen, kommt aber der ersten am nächsten. Der Umriss ist oval, auch wird der Ort von zwei westöstlich und nordsüdlich streichenden Hauptverkehrsadern durchzogen, aber diese Hauptachsen sind nichts weniger als gradlinig, sondern rechtwinklig verbogen. Die Lage der Haupttore zu einander ist geradezu auffallend, und findet in keinem der zahlreichen Stadtpläne, die ich durchstudiert, ihr Gegenstück. Die Hauptrichtung für den grossen Durchgangsverkehr ist für Düren die westöstliche, die Linie, welche Maas und Rhein, die grossen Städte Cöln und Aachen verbindet. Durch das Cölntor gelangt man von Osten in die Stadt. Behielte die dieses durchsetzende Strasse ihre ursprüngliche Richtung bei, so würde man fast geraden Weges in die Weierstrasse gelangen. Nun aber biegt sie an der Pletzer-gasse ein wenig nach N.W. ab, macht aber an der Wirtelstrasse wieder einen kleinen Knick nach Westen, hier gleichzeitig ein wenig ausbuchtend. Um jetzt in die zum westlichen Aus-

gang führende Weierstrasse zu gelangen, muss man am Markte zweimal rechtwinklig umbiegen, ein Hemmnis, das auch bei Anlegung der elektrischen Strassenbahn unliebsam empfunden wurde. Die Weierstrasse ist nun nichts weniger als gradlinig,

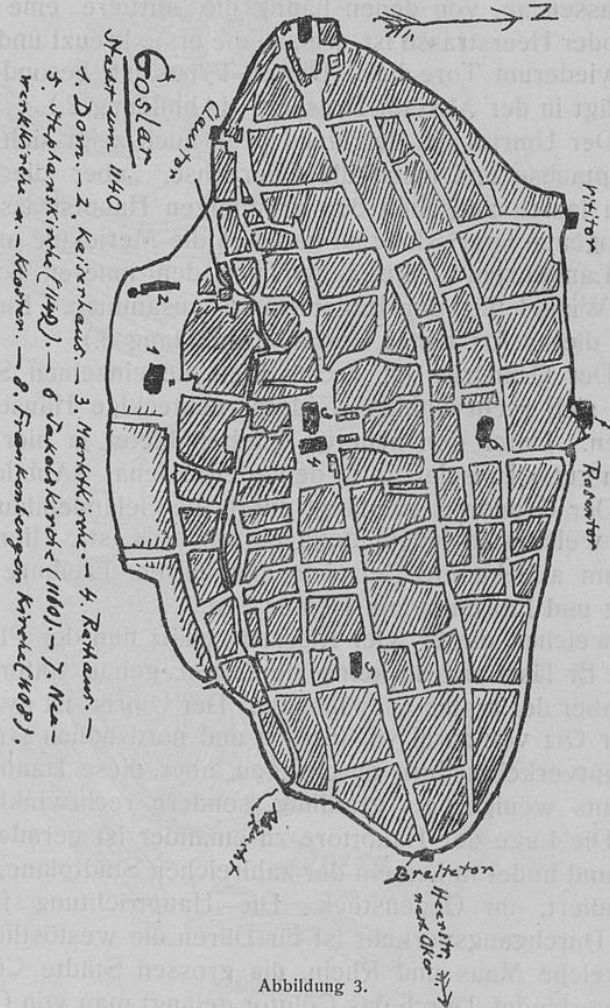


Abbildung 3.

worüber später zu sprechen sein wird. Hat man die Stadt im Westen durch das Holztor verlassen, so muss man wieder zweimal, in der Holzstrasse und in der Aachenerstrasse, rechtwinklig umbiegen, um den Strassenzug zu gewinnen, welcher über den Rurfluss führt. Dieser winkelige Verlauf der wichtigsten Verkehrsader einer kleinen Stadt dürfte einzig dastehen.

Er erklärt sich folgendermassen: Wir haben oben (S. 11) gehört, dass die gradlinige Hauptachse die Haupttheerstrasse darstellt, welche vor der Gründung der Stadt bestand. Das Gelände, auf dem die Stadt Düren liegt, wurde aber vor der Entstehung des Ortes von keiner westöstlich ziehenden Hauptstrasse durchschnitten. Weil man früher in der Auffassung befangen war, das bei Tacitus genannte Marcodurum habe an Stelle des heutigen Dürens gestanden, so konstruierten auch ernsthaft zu nehmende Forscher eine gradlinige Römerstrasse von Cöln nach Düren,<sup>1)</sup> ein Irrtum, mit dem ich hoffentlich für immer aufgeräumt habe.

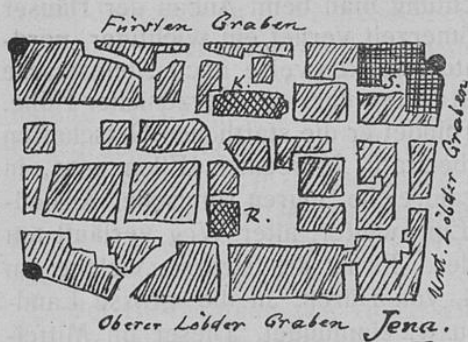


Abbildung 4.

Ich erinnere noch einmal daran, dass an Stelle der heutigen oberen festen

Brücke, welche bei Düren über die Rur führt, bis z. J. 1747 nur eine Pfahlbrücke stand, und dass die älteste Fahrbrücke über den Fluss sich zwei km rurabwärts bei Birkesdorf befand.<sup>2)</sup>

So erklärt es sich denn auch, dass das dicht bei jener Brücke beginnende Dorf Rölsdorf ehemals nicht zur Pfarrei Düren, sondern zur Pfarrei des zwei km südwärts gelegenen Lendersdorf gehörte.

Nicht so winklig, wie die vorige, aber keineswegs gradlinig ist der Hauptstrassenzug, welcher Düren von Süden nach Norden durchschneidet. Betritt man durch das Obertor die Stadt, so führt zunächst eine grade Strasse zum Hauptmarkt, dem alten Kornmarkt, der nur eine gradlinige, erbreiterte Fortsetzung dieser Strasse ist. Um vom Markte aber den nördlichen Ausgang aus der Stadt zu gewinnen, muss man wiederum zweimal rechtwinklig umbiegen, und zwar ist die Versetzung der Wirtelstrasse nach Osten eine so starke, dass der Gedanke auftauchen konnte, einen Strassendurchbruch zu vollziehen, um diese Strasse gradlinig fortzusetzen. Mit einer

1) So Th. Bergh auf der Karte, die er seinem Werke, „Zur Geschichte und Topographie der römischen Rheinlande“ angefügt. Nach ihm die Karte bei Asbach „Zur Geschichte und Kultur der römischen Rheinlande“, Berlin 1902.

2) Schoop, Geschichte der Stadt Düren, S. 17.

mässigen Biegung setzt sich freilich der Markt gradlinig in der Zehnthofstrasse fort, aber diese Strasse lief nicht zum Tore, sondern auf die Stadtmauer zu, daher führte auch sie nur auf einem Umwege zum nördlichen Ausgang der Stadt. Dieser Winkelzug der Strassen bereitete bei Anlage der elektrischen Bahn erhebliche Schwierigkeiten. Zu beachten ist ferner, dass dieses nördliche Haupttor fast in der Nordostecke der Stadt liegt, und dass auch das Obertor von der Mitte beträchtlich nach Osten verschoben ist. Auch die Richtung dieses Strassenzuges erklärt sich daraus, dass bei der Entstehung des Ortes das Gelände von keiner nordsüdlichen Hauptstrasse durchschnitten wurde, deren Richtung man beim Anbau der Häuser festgehalten hätte. Zur Römerzeit verlief ein wichtiger, nord-südlicher Strassenzug, heute streckenweise noch Steinstrasse genannt, vier km östlich von Düren über die Merzenicher Höhe. Von Zülpich ausgehend, verbindet er die stattlichen Ortschaften Kelz, Frauwüllesheim, Girelsrath, Merzenich, Ellen usw., in deren Bereich heute noch zahlreiche Spuren römischer Ansiedlungen zu Tage treten.<sup>1)</sup> Ein zweiter, alter Weg verläuft am östlichen Rande des Rurtales. Es ist die Strasse, welche am Muttergotteshäuschen, südl. von Düren, in die grosse Landstrasse Stockheim, Soller usw. einmündet. Dieser im Mittelalter nach Jülich führende Weg ist aber erst nachrömischen, ja, nachfränkischen Ursprungs. An seinem ganzen Verlauf nördlich von Düren konnte auch nicht eine einzige römische Ansiedlung festgestellt werden. Dann aber verläuft er der Länge nach mitten durch den fränkischen Friedhof, der nördlich der Dürener Irrenanstalt aufgedeckt wurde,<sup>2)</sup> ein Beweis, dass er noch nicht bestand, als die ersten fränkischen Siedler hier ihre Toten bestatteten. Daher erklärt es sich auch, dass zwischen Düren und Jülich an diesem Wege nur die fast zusammen liegenden Ortschaften Huchem-Stammeln liegen, während die eben genannte alte Römerstrasse auf derselben Strecke sechs Ortschaften aufweist.

Selbst der älteste Weg nach Nideggen führte nicht aus dem Obertor die Strecke der heutigen Landstrasse Düren-Kreuzau, sondern aus der Bonnerstrasse über den Merowingerplatz durch die Südstrasse, östlich am Weierhof und an Burgau

1) Vergl. die Karte von Hoffmann und Schoop, im 27. Bande der Aachener Zeitschrift.

2) Vergl. Schoop, Bonner Jahrbücher, 107, S. 291 f. 108, S. 365.

entlang. Auf diesen Weg werden wir unten zurückkommen. In der sumpfigen Niederung des Rurtals lagen in den ältesten Zeiten nur unbedeutende Orte, und so entwickelte sich in seiner Mitte auch keine wichtigere Strasse. Erst mit dem allmählichen Wachstum Dürens gewann die Strasse Düren-Jülich eine grössere Bedeutung, die alte Jülicher Strasse führte aber nicht durch das Rurtal, sondern bog, wie der heutige Name (Alte Jülicherstrasse) beweist, etwa 800 m nördlich des Wirteltores in den oben genannten Weg ab, der am Ostrande des Rurtales entlang führte.

Eine zweite Besonderheit der Dürener Umrisslinie ist dann, dass sich an der Nordseite ein zweites Tor befindet, das Philippstör, dem kein Südtor entspricht. Durch dieses zweite Nordtor gelangte man auf kürzestem Wege auf die oben genannte (S. 13 Anm.<sup>2</sup>) alte Römerstrasse, welche mittels einer Fahrbrücke über die Rur führte. Es ist der alte Fahrweg Düren-Aachen der besonders durch die Anlage der Karolingischen Pfalz in Düren eine grössere Bedeutung gewonnen hatte. Auf diesem Wege ist Karl d. Gr. manchmal von Düren nach Aachen gezogen.<sup>1</sup>)

Bei Betrachtung des Hollarschen Gesamtplanes fällt auf, dass im Süden ein so lang gestreckter Stadtteil ausserhalb der schützenden Stadtmauern liegt. (Plan Nr. 32.) Es ist das sog. Altwyk, zu Hollars Zeiten Altwerk, oder auch Ober-Vorstadt genannt. Ich habe nachgewiesen,<sup>2</sup>) dass dieses Altwyk = Altdorf, das älteste Düren ist, welches sich um den am südl. Ausgang liegenden königlichen Erbforstthof entwickelte. Es ist ein Strassendorf, wie deren heute noch eine ganze Anzahl im Kreise Düren liegen; so Gürzenich, Derichweiler, u. a.<sup>3</sup>) Spätestens unter Karl d. Gr. entstand dann in Düren eine Pfalz, die an Stelle des heutigen Stadtbauamtes lag.<sup>4</sup>) Als man nun Ende des 12. oder Anfang des 13. Jhs. den Ort mit einem Mauerring umgab, blieb dieses älteste Düren wegen seiner langgestreckten Lage ausserhalb desselben, da sonst die Mauern allzu umfangreich geworden wären.

1) Vergl. Schoop, a. a. O. S. 38 ff.

2) a. a. O. S. 36 f.

3) Ich möchte bei dieser Gelegenheit daran erinnern, dass sich auch die Stadt Hildesheim in Anlehnung an ein in der Nähe gelegenes Dorf entwickelte, schlecht hin „das alte Dorf“ genannt, und das der älteste Teil von Braunschweig in den Urkunden des 12. Jhs. das „alte Wick“ *vetus vicus* genannt wird. Rietschel a. a. O. S. 85 und 95.

4) Schoop, a. a. O. S. 38 f.

Betrachten wir nunmehr den von den Mauern umschlossenen Grundriss, so fällt uns ein kleinerer Teil auf, in dem die Strassen vollständig regellos verlaufen und ein grösserer, in dem eine gewisse Regelmässigkeit zu herrschen scheint. Der unregelmässige Teil deckt sich mit dem alten Pfalzbezirk.<sup>1)</sup> Die Königspfalz wurde im Jahre 882 von den Normannen eingäschert und nicht wieder aufgebaut. Unter Umständen, die uns nicht näher bekannt sind, entwickelte sich in diesem Bezirk eine zweite dörfliche Ansiedlung mit den krummen Strassen des alten Steinweg, Bongard, der Nagelschmiedsgasse und der Kämergasse. Auch auf dem alten Hollarschen Plane sehen wir innerhalb dieses Viertels in der Südwestecke grosse Flächen mit Bäumen bepflanzt. Unter den mir vorliegenden 20 Stadtplänen, welche unter die Teilnehmer am achten Tag für Denkmalpflege in Mannheim verteilt wurden, hat nach dieser Richtung hin der Plan von Düren grosse Aehnlichkeit mit dem Plan von Kassel. (Abbildung 5.) Auch hier hat der älteste, planlos als Dorf angelegte Teil völlig regellosen Grundriss, während der Grundriss der ältesten, gegen Ende des 12. Jhs. angelegten *S t a d t* regelmässig ist.<sup>2)</sup> Von einer planmässigen Anlage der anderen Stadtteile kann aber in Düren trotz einer gewissen Regelmässigkeit nicht die Rede sein, weil der Ort, bevor er Stadt wurde, nicht einem Territorialherren, sondern dem Könige unterstand, der viel zu sehr von den Aufgaben der Reichspolitik in Anspruch genommen war, als dass er Zeit gehabt hätte, sich mit derartigen Gründungen zu befassen. In der bereits erwähnten Schrift sagt Meier (S. 165): „Nicht das Emporstreben der Gemeinde, sondern der Wille und die Einsicht der einzelnen Grundherrschaften schafften die Stadt, sie ist das Werk der Fürsten, nicht der Bürger.“ Dieser Satz mag bis zu einem gewissen Grade für die Landstädte gelten, die in der zweiten Hälfte des 12. und zu Anfang des 13. Jhs. in geradezu erstaunlicher Menge entstanden, teils als planmässige Neugründungen, teils in Erweiterung älterer, mehr dörflicher Ansiedlungen.<sup>3)</sup> Er passt aber nicht für die dem König unterstehenden deutschen Reichsstädte. Dass diese sich aus einfachen Pfalz- und Marktorten zur Stadt entwickelten, ist ebenso sehr in erster Linie das Werk des Gewerbefleisses und der Tüchtigkeit der Bürger, wie der ähnliche Vorgang in ober-

1) a. a. O. S. 40.

2) Meier, a. a. O. S. 164.

3) vergl. Meier a. a. O. 154.



italienischen Städten. Der Ausgangspunkt für diese aufstrebende Bewegung ist freilich allenthalben der Markt, und zwar nicht das Recht eines Jahrmarktes oder des Marktes bei bestimmten kirchlichen Festen, das Recht vielmehr, allwöchent-



Abbildung 5.

lich Markt abzuhalten, so oft es das Bedürfnis erforderte.<sup>1)</sup> Dieses Marktrecht war für Düren durch seine Eigenschaft als Pfalzort gegeben.<sup>2)</sup> besondere wirtschaftliche Bedingungen aber mussten hinzukommen, damit der mit Marktrecht be-

1) vergl. Rietschel a. a. O. S. 42 ff.

2) vergl. a. a. O. S. 41.

liehene Pfalzort zur Stadt anwuchs. Im Jahre 1057 wird Düren urkundlich noch Dorf genannt<sup>1)</sup>, zu einer Zeit also, wo das deutsche Städtewesen bereits in starker Entwicklung begriffen war. Das Zurückbleiben Dürens erklärt sich teils daraus, dass die durch die Normannen zerstörte Pfalz nicht wieder hergestellt wurde, besonders aber dadurch, dass die grosse, westöstliche Verkehrsstrasse nicht bei Düren, sondern zwei km unterhalb, bei Birkesdorf, über die Rur ging (vergl. oben S. 13). Da der planmässige Gründer fehlt, so muss ein wirtschaftlicher Grund gesucht werden, der die Entwicklung des Dorfes zur Stadt ermöglichte, welche sich bei der Verpfändung Dürens an die Jülicher Grafen ja bereits vollzogen hatte.<sup>2)</sup> Dieser wirtschaftliche Hebel ist für Düren der Mühlenteich, kurz Teich genannt, jener Ausfluss der Rur, der sich bei Niederau abzweigt und ehemals geradezu die Wasserleitung der Stadt bildete.<sup>3)</sup> Dieser Wasserlauf war die notwendige Voraussetzung für das Emporblühen des Tuchmachergewerbes, dessen Bedeutung für Düren schon dadurch gekennzeichnet wird, dass das Wollenamt als einziges der Ämter jährlich sieben Geschworene zur Wahl der gemeinen Räte und zur Kontrolle über die jährliche Rechnungsablage der Stadt entsandte. Als ältestes Amt galt in Düren das Schmiedeamt, und es ist zu beachten, dass die Zunft der Müller zu diesem Amt gehörte. Auch sie war ja von diesem Wasserlauf abhängig, desgleichen die Brauerzunft, deren Gewerbe in Düren von altersher in hoher Blüte stand.<sup>4)</sup> Andererseits wären diese Gewerbe nicht emporgeblüht, hätte Düren nicht den Markt besessen, und so vereinigten sich Teich und Markt mit der lebendigen Kraft tüchtiger, tatkräftiger Menschen, um das alte Pfalzdorf zur Stadt zu erheben. Wie eingangs bemerkt, fehlt uns jede urkundliche Nachricht über diese frohe Entwicklung. Völliges Dunkel würde über dieser schweben, käme uns der Stadtplan nicht zu Hilfe. Der füllt gewiss die grosse Lücke nicht aus, eines aber zeigt er unzweideutig: dass die Stadt aus dem Markt herausgewachsen, und somit für den Pfalzort Düren dasselbe gilt,

1) Schoop, a. a. O. S. 46.

2) a. a. O. S. 49.

3) vergl. Schoop, Zur Geschichte des Dürener Mühlenteiches, Aachener Zeitschr. 22, S. 329 f.

4) vergl. über diese Verhältnisse, Schoop, die Entwicklung der Dürener Stadtverfassung von 1457—1692, Aachener Zeitschr. 18. S. 221 ff. und S. 228.

was Rietschel für die rechtsrheinischen Städte g r ü n d u n g e n festgestellt hat.<sup>1)</sup>

Der Markt, mit dem Düren ausgestattet war, lag natürlich in unmittelbarer Nähe des Pfalzgebäudes, bzw. der Kapelle, die mit dieser Pfalz verbunden war (s. u.). Gleich vor diesem Gebäude sehen wir auf dem Hollarschen Plan (Nr. 23) den Hühnermarkt, und nördlich an diesen anschliessend den Viehmarkt, (Nr. 21) den heutigen Kaiserplatz. Diesen Namen aber führte nicht bloss der Platz, auf dem damals die Fleischhalle (Nr. 18) stand,<sup>2)</sup> sondern der ganze Strassenzug östlich und westlich desselben, von der Zehnthofstrasse bis zur Philippstrasse. Die Breite dieser Strasse, besonders des östlichen Teiles erinnert heute noch an die ehemalige Bestimmung. Am Ostende traf dieser Markt zusammen mit dem Hauptmarkt, dem ehemaligen Kornmarkt, heute schlechthin Markt genannt. Westlich stiess an das Pfalzviertel der Holzmarkt (Nr. 22), der aber schon zu Hollars Zeiten auch schon den heutigen Namen Alter Teich, hat. Es ist der Name der Strasse, die von Süden her auf den Markt führte; hier floss der Teich, bevor die Stadt mit Mauern umgeben wurde. So war der alte Pfalzbezirk nach drei Seiten von Märkten umgeben, und nach diesen Seiten hin hat der Ort sich entwickelt.

Der heutige Markt verläuft bis zum südlich an die Annakirche stossenden Ahrweiler Platz.<sup>3)</sup> Dieser hiess ehemals Deutscher Kirchhof, während an der entgegengesetzten Seite der lateinische Kirchhof lag.<sup>4)</sup> Es ist mir nicht zweifelhaft, dass dieses Kirchhofsgebiet ehemals auch zum Markt gehörte. Noch im Jahre 1544 wurden die Toten, an einer freilich bis jetzt noch nicht ermittelten Stelle, im Altwyk begraben.<sup>5)</sup>

Die Oberstrasse stellt sich ja zunächst als nördliche Fortsetzung des Altwyk dar, aber es ist zu beachten, dass diese Fortsetzung nicht gradlinig, sondern mit einer kleinen Versetzung nach Osten erfolgt ist. Da man in jenen Zeiten noch nicht daran dachte, derartige Versetzungen aus ästhetischen Gründen vorzunehmen, so erblicke ich darin nur die Zufällig-

1) a. a. O. S. 130.

2) vgl. Schoop, Aachener Zeitschr. 22, S. 330.

3) Benannt nach dem 1868 verstorbenen Justizrat Ahrweiler, der testamentarisch die Mittel zur Errichtung der Josephskapelle gestiftet, vgl. unten.

4) Am lateinischen Kirchhof lag die lateinische Schule (Plan Nr. 14) am deutschen die Elementar- oder Trivialschule.

5) D. St. A. Stadtrechnung 1544, S. 14.

keit einer planlos erwachsenen Anlage. Auffallend, und nur aus dem ursprünglich dörflichen Charakter des Ortes verständlich ist die grosse Breite (17 m) dieser Strasse. Oestlich von ihr, die ja auf den Hauptmarkt führte, entwickelten sich dann mehrere Häuserblocks; die Strassen, welche sie durchschneiden, stossen im rechten Winkel auf Oberstrasse und Markt, abgesehen von der krummlinigen Jesuitengasse, ehemals Pfaffengasse genannt.<sup>1)</sup>

Der Cölnstrasse sieht man es heute noch an, wie sie aus dem Markte gleichsam herausgewachsen ist. Ihre Einmündung in diesen war ursprünglich breiter, wie die Flucht der drei Häuser erweist, welche nach Westen unmittelbar neben der Wirtelstrasse stehen. Hier hat die Strasse die stattliche Breite von 20 m, während sie am Eingange vom Markte heute 15 m breit ist, immerhin noch eine beträchtliche Breite für eine Hauptstrasse einer mittelalterlichen Stadt. Ich habe schon oben (S. 11) darauf hingewiesen, dass diese vom Cölntor anfangs genau ostwärts verlaufende Strasse kurz vor der Wirtelstrasse eine starke Umbiegung nach N.W. macht. Die Verlängerung dieser Richtung würde den Viehmarkt treffen, und dies dürfte der Zug der Strasse gewesen sein, bevor sich an deren Ausgang der Häuserblock vorgeschoben. Dann wäre das westliche Ende noch geradezu ein Teil des Marktes gewesen. Ein Fund, der beim Neubau eines Hauses, ungefähr gegenüber der Wirtelstrasse, gemacht wurde,<sup>2)</sup> belehrt uns, dass hier schon im 10. Jhd. Häuser gestanden haben; zu einer Zeit also, wo Düren noch ein Dorf war. Sodann ist zu berücksichtigen, dass die heutige Landstrasse nach Golzheim, welche die gradlinige Fortsetzung der Cölnstrasse darstellt, erst im Jahre 1833 gebaut wurde;<sup>3)</sup> hatte man ehemals die Cölner Vorstadt, den sog. Cölner Steinweg (Plan Nr. 30) durchschritten, so stand man vor einer Gabelung des Weges. Nordöstlich führte ein Arm nach Merzenich, östlich nach Distelrath, welches erst nach einem Brande seine heutige Lage erhalten hat. Die Cölnstrasse bildete also nicht die gradlinige Fortsetzung einer alten Land- oder Heerstrasse, sondern war vom Markte aus allmählich an zwei solche Strassen herangewachsen, die sich in ihrer östlichen Verlängerung im spitzen Winkel schnitten.

- 1) Der Name erklärt sich daher, dass in dieser Strasse, an Stelle des heutigen Gerichtsgebäudes, ursprünglich das Pfarrhaus stand; vergl. Schoop, Beiträge zur Schul- und Kirchengeschichte Dürens, Aachener Zeitschr. 26, S. 300.
- 2) Im Dürener Museum aufbewahrt.
- 3) Schoop, Geschichte Dürens bis z. J. 1544, S. 16.

Der Zug der Wirtelstrasse hingegen muss sich aus einem alten, nach Jülich gehenden Wege entwickelt haben. In dieser Strasse, an der Ecke der Zehnthofstrasse, sind die bis jetzt ältesten Funde in Düren gemacht worden,<sup>1)</sup> welche beweisen, das hier schon im 8., vielleicht schon im 7. Jahrhundert Häuser gestanden haben, also vielleicht schon zu einer Zeit, wo die Dürener Pfalz noch garnicht erbaut war. Auf alle Fälle war diese Strasse schon stark mit Wohnhäusern besetzt, als Düren noch ganz den dörflichen Charakter hatte, da man sonst die empfindliche Störung nicht begreifen könnte, die der nordsüdliche Durchgangsverkehr durch die scharfen Biegungen am Markte und an der Ecke der Cöln- und Wirtelstrasse erfahren hat. Das Gelände hätte bei planmässiger Anlage der Strasse keine Schwierigkeiten geboten, in einer nur leichten Biegung vom Markte in diesen alten Jülicher Weg zu gelangen. In gradliniger Fortsetzung nach Süden trifft dieser Strassenzug den alten Weg Düren-Nideggen, der über den Merowingerplatz geht, (S. 14) in gradliniger Verlängerung nach Norden aber trifft er eine ganze Reihe untergegangener römischer Siedlungen, die schon am südöstlichen Ende von Birkesdorf beginnen, aber jetzt durch keine Hauptstrasse mehr verbunden sind.<sup>2)</sup> Erwägt man dann, dass auch an dem obengenannten Wege Düren-Nideggen eine grosse Anzahl untergegangener römischer Siedlungen aufgedeckt sind,<sup>3)</sup> so kommt man zu dem Schluss, dass die Wirtelstrasse ein Stück eines zur Römerzeit am Ostende des Rurtal verlaufenden nordsüdlichen Weges ist, der beim Ausbau des östlich vom Markte entstandenen Häuserblockes teilweise verschwunden ist, wie er ja auch nördlich von Düren verschwand, um der alten Jülicher Strasse Platz zu machen.

Der Zug der Weierstrasse war auf eine grössere Strecke festgelegt durch den Lauf des Weiers, welcher ehemals hier den Pfalzbezirk nach Norden abschloss.<sup>4)</sup> Dieser ursprüngliche Charakter der Strasse erklärt auch ihre grosse Breite und die südwestliche Ausbiegung zum alten Holzmarkt hin, den sie im Hühner-, Vieh- und Kornmarkt verbindet. Auffallend ist in dieser Strasse wieder die Versetzung nach Süden,

1) Sie gehören noch der Merowinger Zeit an, und befinden sich gleichfalls im städtischen Museum.

2) Vergl die Hoffmann-Schoop'sche Karte.

3) a. a. O.

4) Schoop, Geschichte Dürens S. 40.

welche sie bald nach dem Austritt aus dem Kornmarkt, an der Kreuzung mit dem Viehmarkt, erfährt. Auch diese Versetzung trägt wieder ganz den Charakter des Planlosen, Zufälligen.

In dem ganz von Marktgebiet umschlossenen Häuserblock liegt das Rathaus, dessen ältester Teil aus dem Jahre 1790 stammt. Das Gebäude, welches diesem weichen musste, (Plan Nr. 3) war nach dem Brande von 1543 errichtet worden. Es hatte, wie man noch auf dem Hollarschen Plane sehen kann, eine Säulenvorhalle, die nach Polius<sup>1)</sup> aus Marmor bestand. Auf deren flach gedecktem Dache stand eine Rolandstatue mit gezücktem Schwerte, daher nannte man das Rathaus auch „Das Haus zum Schwerte“.<sup>2)</sup> Polius bringt<sup>3)</sup> das Bild des Rathauses, welches vor 1543 hier gestanden hätte und im Jahre 1520 erbaut worden wäre. Wir werden unten sehen, dass diese Abbildung durchaus unzuverlässig ist. Das älteste Rathaus Dürens stand aber wahrscheinlich an Stelle der alten Pfalz. Polius weist darauf hin, dass der ganze Platz zwischen diesem Gebäude und der Annakirche zu seiner Zeit noch „auf dem Hof“ genannt wurde<sup>4)</sup> und der Name Hühnermarkt (Plan Nr. 23) jüngeren Ursprungs sei. Höfchen wurde der kleine Raum an der Ecke der höheren Stadtschule genannt. (Plan Nr. 14.) Dieser Name ging auf die Strasse über, welche den Platz mit der Kämergasse verbindet, während diese Strasse ehemals Augustinergasse hiess.<sup>5)</sup> Nun ist in einer Urkunde aus d. J. 1333<sup>6)</sup> die Rede von einem Hause, welches liegt an der curia antiqua, dem alten Rathause, also muss es damals schon ein neues Rathaus gegeben haben, welches nur an Stelle des heutigen gelegen haben kann. Die curia antiqua, vor Erbauung des neuen Rathauses nur curia (Hof) genannt, hat dann dem Platz den Namen gegeben.

Es wurde schon oben (S. 12) darauf hingewiesen, dass man nach dem Heraustritt aus dem Holztor zweimal rechtwinklig umbiegen muss, um den Uebergang über die Rur zu gewinnen. Dies ist um so merkwürdiger, als die gradlinige Fortsetzung des kurzen Weges vor dem Holztole direkt auf

1) Polius, Exegeticon S. 323.

2) a. a. O.

3) a. a. O. S. 239.

4) a. a. O. S. 240.

5) D. St. A. Urk. D. Nr. 29 wird ein Haus genannt „up deme Höfgen up deme orde (Ecke) van der Augustinussgassen“. Polius nennt die Strasse Predigergass, eine mansio fratrum predicatorum wird genannt in einer Urkunde aus d. J. 1368, Koch, Urkunden Nr. 34.

6) Koch, Urkunden Nr. 10.

das uralte, grosse Dorf Gürzenich geführt hätte, welches vor Errichtung der Bismarckbrücke nur auf einem grossen Umwege zu erreichen war. Hier haben zweifellos Geländeschwierigkeiten mitgewirkt. Wie der Hollarsche Plan (im Original) zeigt, floss die Rur damals in nicht weniger als vier Armen Düren entlang, und der Uebergang über die Pfahlbrücke war sicher bereits vor dem Auswachsen Dürens zur Stadt die bequemste Stelle hier den Fluss zu überschreiten. Die südliche Verlängerung der heutigen Holzstrasse, die heutige Burgstrasse, hiess bis vor kurzem Holzweg, es war die Strasse, die „ze Holze“ zum Walde führte.

Die Zehnthofstrasse,<sup>1)</sup> die Schellengasse,<sup>2)</sup> die heutige Wilhelmstrasse, und die Philippstrasse führen sämtlich auf den Viehmarkt zu, die weitere Bedeutung der Philippstrasse ist oben (S. 15) bereits gewürdigt. Die krummlinige Peschstrasse, die vom Holzmarkt zum Kloster und zur Kirche der Franziskaner (Plan Nr. 2) führte, hat ihren Namen von der ehemals zur Pfalz gehörigen Viehweide (pascua).

Mit diesen Ausführungen glaube ich an der Hand des Stadtplanes den Beweis erbracht zu haben, dass die Stadt Düren sich allmählich und planlos um den mit der karolingischen Pfalz verbundenen Markt entwickelt hat, ein neuer Beleg für die Rietschelsche Behauptung, dass die Stadtpläne ein Stück Stadtgeschichte darstellen.

Die Vorstadt vor dem Obertor war in der Zeit, in welcher der Hollarsche Plan entstand, (1634) stark bevölkert. In dem Altwyk wohnten damals 114 steuerzahlende Bürger. An sein Südende hatte sich im rechten Winkel „der Esch“ angesetzt, in welchem damals 28 steuerzahlende Bürger wohnten.<sup>3)</sup> Von einiger Bedeutung war nur noch die Vorstadt vor dem Cöln-tor, die 45 steuerzahlende Bürger aufwies. Deren wohnten damals insgesamt etwa 200, also reichlich ein Fünftel ausserhalb des schützenden Mauerringes. 1642 wurden sämtliche Vorstädte zerstört<sup>4)</sup> und der historische Name Altwyk (damals Altwerk) verschwindet seitdem; denn da diese Strasse nur sehr langsam wieder angebaut wurde, gewann sie den Namen ihrer

- 1) Hier lag, an Stelle des heutigen Gymnasiums, der dem Aachener Marienstift gehörige Zehnthof.
- 2) Schellen sind eiserne Handfesseln. Hier wohnten die Schmiede, welche diese verfertigten.
- 3) Schoop, Dürens Kriegsdrangsale in den Jahren 1639—42 Aachener Zeitschr. 24, S. 297.
- 4) a. a. O. S. 312 f.

nördlichen Verlängerung, Oberstrasse. Ich gebe auch an dieser Stelle der Hoffnung Raum, dass dieser Name, die älteste und einzige Urkunde über die Entstehung Dürens, wieder hergestellt werde.

Den Schluss dieser Darlegungen bilde eine kurze Ausführung über die sichtbarste Verkörperung der Dürener Umrisslinie, die Befestigung.

An anderer Stelle habe ich bereits darauf hingewiesen, dass die ältere Ueberlieferung, nach der Düren bereits 1122 mit Mauern umgeben worden, unhaltbar ist.<sup>1)</sup> Da jede urkundliche Nachricht fehlt, können wir nur aus den allgemeinen Verhältnissen schliessen, dass diese Ummauerung Ende des 12. oder Anfang des 13. Jhs. ausgeführt worden sei. Selbstverständlich war diese erste Befestigung nicht so stark, wie die auf dem Plane gezeichnete, vor allem hatten die Tore nicht diese Festigkeit. Sie sind ganz mit Rücksicht auf die Wirkung der Feuereschütze angelegt. Nach den Materialien (S. 24) hätte Herzog Johann von Jülich 1536 eine bedeutende Verstärkung der Dürener Befestigung vornehmen lassen. Leider fehlt die Angabe der Quelle, aus der diese Nachricht entnommen ist; das Dürener Stadtarchiv hat kein Material aus dieser Zeit, die im Düsseldorfer Staatsarchiv aufbewahrte Amtsrechnung dieses Jahres erwähnt von der Befestigung nichts. Da aber im Befestigungswesen der Städte in der zweiten Hälfte des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts bedeutende Umwälzungen vor sich gingen,<sup>2)</sup> so ist diese Zeit nicht unwahrscheinlich. Auf alle Fälle war diese Befestigung schon vollendet, als Düren 1543 dem gewaltigen Heere Karls V. Trotz zu bieten wagte.<sup>3)</sup> Die Hauptstärke der Festung Düren lag in den Torbauten, und es verlohnt sich, diese einer nähern Betrachtung zu unterziehen. Ober-, Holz-, Philipps- und Cölnthor stellen doppelte Torburgen dar, zwischen denen der innere (der Hauptgraben) herlief.<sup>4)</sup> Die beiden Torburgen sind durch Mauern verbunden, von denen, wie besonders aus einem auch von Hollar herrührenden Sonderstich des Holztores ersichtlich ist,<sup>5)</sup> nach den Gräben Schiess-

1) Geschichte der Stadt Düren, S. 48.

2) Jaehns, Geschichte der Kriegswissenschaften I, S. 425 ff. u. S. 774 ff.

3) Schoop, a. a. O. S. 64 f.

4) Ueber Wall und Graben Schoop, Geschichte der Ewaldus Schützengilde in Düren, S. 87. f.

5) Im Dürener Museum.



scharten führen. Das Cölntor aber hat nur eine Torburg, an Stelle der äusseren befindet sich eine höhere Pforte, die aber mit der Torburg auch durch Mauern verbunden ist. Kurz vor dieser Pforte steht ein kleineres Pfortchen, wie sie an den anderen Enden der Stadt vor dem Eingang in die Vorstädte sich finden. Die schwächere Befestigung gerade dieses Punktes ist um so auffällender, als ausserhalb des Tores das Gelände bis zum Kreuzberg ein wenig ansteigt, also für einen Angriff besonders günstig war. In der Tat brachen denn auch 1543 bei der Erstürmung der Stadt die Kaiserlichen an dieser Stelle ein. Die innere Torburg erhebt sich auf rechteckigem Grundriss und ist mit einem Pyramidendach gedeckt. Bei Ober-, Holz- und Weilertor ist die äussere Torburg ein Halbrund mit flacher, durch eine Brüstung überhöhter Decke. Beim Holztor ist aber auch die äussere Torburg bedacht, und zwar mit einem abgewalmten Dach, welches nach der inneren Seite einen hochragenden Giebel entwickelt. Offenbar war diese Torburg bewohnt, ich konnte aber zur Zeit noch nicht feststellen, welchen Zwecken diese Wohnung diente. Die innere Torburg zeigt auch bei allen anderen Toren rechteckigen Grundriss. Am höchsten ragt die des Holztores empor, welche mit einem Walmdache bedeckt ist. Nach allen Seiten sind diesem Dache in der Höhe des Mauerwerks Dachhäuschen mit Satteldach eingebaut. Der grössere Plan des Holztores zeigt, dass der ganze Raum zwischen den beiden Torburgen mit einem Satteldach überdeckt war.

Die innere Torburg des Obertores hat ein hohes Satteldach, aus dem zwei Reihen Dachfenster hervorlugen. Sie war als Absteigequartier für den Landesherrn ausgebaut.<sup>1)</sup>

Das Philipptor unterscheidet sich von den andern dadurch, dass der Grundriss beider Torburgen rechteckig ist und beide flach abgedeckt sind. Die Brüstung zeigt einen Zinnenkranz, und an den nach aussen gekehrten Ecken kleine Türmchen.

Der Eingang zu der äusseren Torburg lag beim Ober- und Holztor seitlich, beim Philipps- und Weilertor in der Mitte.

Die elf Türme der Stadtmauern<sup>2)</sup> sind meist flach gedeckte Rondelle. Zwei, der München-<sup>3)</sup> und der Pulverturm tragen

1) Polizeiordnung von 1556, Materialien S. 102, 21.

2) vergl. Schoop, a. a. O. S. 87 f.

3) So genannt nach dem in der Nähe gelegenen Franziskanerkloster (Plan Nr. 2).

Pyramidendächer, der Pastoreienturm<sup>1)</sup> und der dicke Turm Kegeldächer. Dieser war unter den Mauertürmen der stärkste, nach der Aussenseite ist die Wand fast drei Meter dick. Der Pletzergassenturm im Bereiche der Apolloniakrippe ist bestens wieder hergestellt und wird erhalten bleiben. Auch soll erhalten werden der dicke Turm mit der unmittelbar daran grenzenden Anlage, welche noch ein klares Bild von der alten städtischen Befestigung gibt. Sehr zu bedauern ist, dass keines der alten Tore erhalten blieb, sie fielen sämtlich von 1817—1834.<sup>2)</sup>

Es wurde schon eingangs darauf hingewiesen, dass der Grundriss des heutigen Dürens im wesentlichen seine ursprüngliche Gestalt behalten hat. Dadurch ist zwar der freie Fluss des Verkehrs durch die Hauptadern der Stadt ein wenig gehemmt, aber dieser kleine Schaden wird reichlich aufgewogen durch das malerische Bild, welches die Strassen gewähren. Nirgendwo lange, gradlinige Züge, Biegungen und Schweifungen allerwärts, welche dem Blicke angenehme Abwechslung bieten. Aber auch die Strassen, welche aus Altdüren herausgewachsen sind, haben dieselben Vorzüge, und der neue Bebauungsplan sorgt dafür, dass diese auch in Zukunft erhalten bleiben. Die älteren Häuser sind in Düren, der geschäftlich so blühenden verkehrsreichen Stadt, zum grössten Teile verschwunden, nur der Markt mit seinen Giebelhäusern aus dem 16. und 17., seinen Mansarddächern aus dem 18. Jahrhundert trägt noch ein historisches, malerisches Gepräge. Es ist freudig zu begrüßen, dass die in dem letzten Jahrzehnt entstandenen Neubauten dieses Bild nicht wesentlich zerstörten. Durch ein Gesetz soll demnächst bestimmt werden, dass dieses Bild auch in Zukunft bei Neubauten erhalten bleibt. Hiermit wird dann auch eine dringende Forderung der Denkmalpflege erfüllt.

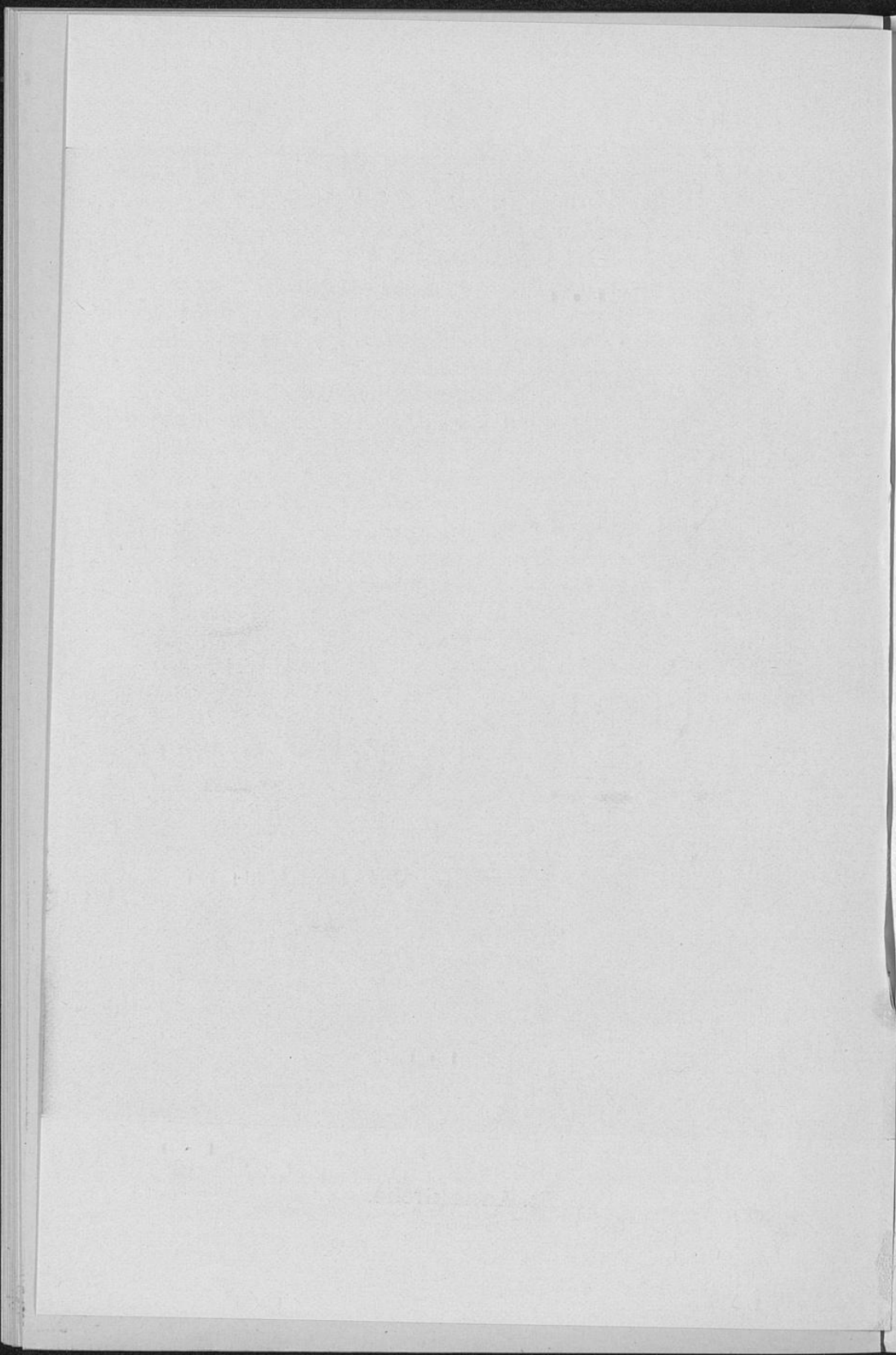
1) So genannt nach dem in der Pfaffengasse gelegenen älteren Pfarrhause. Vergl. S. 20, Anm. 1.

2) Kölntor 1817, Holz- und Obertor 1822, Philippstor 1824, Weilertor 1834.



St. Annakirche.

Abbildung 6.



## II. Baugeschichte der St. Annakirche.

Die älteste, indirekte Mitteilung über eine in Düren erbaute Kirche bringen die Annales Laurissenses in der Meldung, dass Karl der Grosse 769 in dieser Stadt das Weihnachtsfest gefeiert.<sup>1)</sup> Diese Feier setzt eine Kirche voraus, wie ja überhaupt zu jeder Pfalz mindestens eine Kapelle gehörte. Direkt wird die Dürener Pfalzkapelle erwähnt in einer Urkunde vom 28. Juli 775,<sup>2)</sup> welche besagt, dass in dieser zwischen dem Vertreter des Abtes Volrad von St. Denis und des Bischofs Herchenrad von Paris wegen eines strittigen Klosters eine Kreuzesprobe abgehalten worden sei. Diese älteste, dem fränkischen Nationalheiligen, dem h. Martinus, geweihte Kirche Dürens ging zweifellos bei der normannischen Zerstörung 882 samt der Pfalz in Flammen auf. Von einer Kirche (nicht Kapelle) hören wir dann zuerst in der Urkunde Ottos I. vom 25. Nov. 941.<sup>3)</sup> In dieser Urkunde schenkt der König die im Dorfe Düren errichtete Kirche samt ihren Einkünften dem Marienstifte in Aachen. Am 17. Januar 966 bestätigt er diese Schenkung.<sup>4)</sup> Weiter wird dann die Kirche in Düren erwähnt in der bereits behandelten Urkunde Heinrichs III. vom Jahre 1057. (S. 18.) Aus dieser ersehen wir, dass des Aachener Stiftes altes Anrecht auf die Kirche noch bestand, hören aber nichts über die nähere Beschaffenheit des Baues. Wie oben (S. 15) erwähnt, wird zu Ende des 12. oder zu Anfang des 13. Jahrhunderts aus dem Dorfe Düren eine Stadt, daher erwies sich der ottonische Bau als zu klein und musste durch eine neue Kirche ersetzt werden. Aus diesem Neubau, der, wie wir sehen werden, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtet wurde, entwickelte sich durch mancherlei Um- und Anbauten die heutige St. Annakirche. Keinerlei Urkunde ist bis jetzt zu Tage getreten,

- 1) Mühlbacher, die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern I, 133 b.
- 2) a. a. O. 187, die ganze Urkunde [übersetzt in den Materialien S. 14 ff.
- 3) Lacomblet, Urkundenbuch [für [die Geschichte des Niederrheins, I, Nr. 65.
- 4) a. a. O. Nr. 107.

die uns über die Geschichte dieser alten Kirche unterrichtete, daher müssen in der Tat die Steine reden, wenn diese Geschichte verfasst werden soll. Nach langen, eingehenden Studien war ich hier im wesentlichen zu denselben Ergebnissen gekommen, zu denen der Verfasser der Kunstdenkmäler des Kreises Düren, Herr Privatdozent Dr. Hartmann in Strassburg, gelangt ist. Daher entwickele ich in dieser Schrift ausführlich, was nach mancher Hinsicht in kürzerer Fassung in dem hoffentlich bald erscheinenden Buche niedergelegt sein wird. Die ganze Beweisführung beruht auf Schlüssen aus baugeschichtlichen Merkmalen, und da nun diese Schrift, wie im Vorwort bemerkt, in erster Linie für Schüler und Laien, nicht für den kunsthistorisch geschulten Fachmann bestimmt ist, so verbreite ich mich einleitend in einer Abschweifung über die Stilarten, die in dem Bauwerk zum Ausdruck gekommen sind, den romanischen und den gothischen, und gehe aus von einer Kritik dieser Benennungen. Dass die Bezeichnung „gothisch“ sinnlos ist, weil der also benannte Stil mit dem Volke der Gothen nicht das mindeste zu tun hat, weiss jedermann. Ich erinnere daran, dass der Name in Italien zur Renaissancezeit aufkam als eine Art von Spottnamen für die spitzbogigen Bauten, welche den für die Antike begeisterten Menschen fast als barbarisch erschien. Nicht so sinnlos, aber völlig *i r r e l e i t e n d* ist die Bezeichnung „romanischer Stil“, was mehr oder minder auch in den neueren Kunstgeschichten zugegeben wird, während man sich betreffs dieser Bezeichnung hier früher immer mit Ausreden behalf, welche die Wirklichkeit verschleierten. Nach der Analogie von „romanischen Sprachen“ denkt der Neuling, wie ich aus dem Unterrichte in Prima weiss, es handle sich um einen Stil, der in den sog. romanischen Ländern entstanden sei und sich von dort nach andern Ländern, insbesondere nach Deutschland verbreitet habe, was bekanntlich eine falsche Annahme ist. Man rechtfertigt nun die Bezeichnung immer noch mit der Behauptung, dass der Stil in Anlehnung an die römische Antike entstanden und ihr, vergleichbar den romanischen Sprachen, seine wesentlichsten Elemente entnommen habe. Diese Annahme trifft zu für die altchristliche Kunstweise, die ja unmittelbar aus der antiken hervorgegangen ist, sie trifft auch noch zu für die Kunstweise, die sich in der karolingischen Epoche entfaltete, da diese Zeit ja für selbständige Kunstleistungen noch nicht reif war. Starke Anlehnung an die Antike bemerken wir in der sog. romanischen Epoche auch noch in Italien und Südfrankreich,

Länder, in denen das lebendige Vorbild der Antike, die Denkmäler, so mächtig wirkte, dass sie die Kunst auch dieser Zeit bedeutend beeinflusste. Zudem wirkten hier, wie u. a. das Beispiel der Markuskirche in Venedig zeigt, stark byzantinische Einflüsse mit. Ganz anders in Deutschland, wo jene Vorbilder völlig fehlten. Hier gilt für diese Zeit das Gurlittsche Wort „die Antike war geistig zu ferne und sachlich zu gross, um auf jene Zeit (11. und 12. Jahrhundert) vorbildlich zu wirken.“ Ich beschränke meine Darlegung auf die kirchliche Baukunst. Die Eigenart dieser mit dem 10. Jahrhundert beginnenden und im 12. Jahrhundert zur vollen Reife gelangten deutschen Baukunst besteht vielmehr darin, dass sie die aus früheren Perioden überlieferten antiken Elemente teils gänzlich absties und Neues an ihre Stelle setzte, teils völlig umformte, so wie auch die Sprache die Lehnwörter sich mundgerecht machte. Das 11. Jahrhundert ist die Zeit der sich schärfer entwickelnden nationalen Eigentümlichkeit der Völker. Zwar verleihen die Kirche, die Mönchsorden und im 12. Jahrhundert das Rittertum der ganzen abendländischen Kultur ein stark internationales Gepräge, gleichwohl ringt sich das nationale Element mehr und mehr durch, was in Deutschland seinen scharfen Ausdruck auch darin findet, dass die lateinische Sprache, welche im 9. und 10. Jahrhundert die Literatur noch ganz beherrschte, im 11. mehr und mehr von der deutschen Sprache verdrängt wird. Und wie für die Dichtkunst, wie für die Malerei und Bildnerei, so findet das deutsche Gemüt, der deutsche Geist auch für die Baukunst seine eigene Sprache, die so machtvoll zu uns redet in den rheinischen Kirchen und Domen dieser Zeit. Fast wie eine Versündigung am deutschen Geiste erscheint es mir, dass wir Deutsche die urdeutschen Baudenkmäler dieser Zeit „romanische“ nennen. Ich bemerke hier noch, dass die Kirchenbauten dieser Epoche neben einer gewissen Einheitlichkeit, die ja durch den gleichen Zweck der Bauten bedingt ist, in den verschiedenen Ländern solche Verschiedenheiten zeigen, dass man beim ersten Anblick garnicht an einen gleichartigen Stil denkt, und nach gemeinsamen Zügen geradezu suchen muss. Man vergleiche den Dom zu Pisa, die Kirche von Angoulême und die Abteikirche vom Kloster Laach, wie verschieden sind diese Bauten von einander! Will man die ganze Kunst vom 11. bis 13. Jahrhundert mit einem gemeinsamen Namen benennen, so nenne man sie die frühmittelalterliche, für die deutsche aber schlage ich die Bezeichnung „frühdeutsche Kunst“ vor. Die

Bezeichnung „altdeutsche Kunst“ hat sich auch für die Erzeugnisse, besonders die kunstgewerblichen, der gothischen Zeit und der deutschen Frührenaissance ausgebildet.

Die gothische Baukunst aber könnte man mit vollem Rechte die französische nennen. Denn in Frankreich hat sie sich von den ersten Anfängen bis zur höchsten Vollendung entwickelt, von hier aus trat sie ihren Siegeszug durch ganz Europa an. Auch dieser Stil hat ja in den verschiedenen Ländern Besonderheiten erzeugt, aber die Bauten der gothischen Epoche tragen ein viel einheitlicheres Gepräge, wie die der frühmittelalterlichen. Speziell in Deutschland hat das französische Vorbild allenthalben den grössten Einfluss ausgeübt, wie ja überhaupt die ganze französische Kultur damals Deutschland stark beeinflusste. Nennt doch Cornelius Gurlitt das machtvollste, deutsche Denkmal gothischen Stiles, den Cölner Dom, geradezu einen „Triumph des französischen Geistes über den Deutschen“. Die Bezeichnung „altfranzösischer“ oder „französischer Stil“ würde aber irreführen, da nun der Name Gothik sich überall eingebürgert hat, und gerade wegen seiner völligen Sinnlosigkeit nicht irreführen kann, so halte auch ich ihn unter den verschiedenen für diese Kunstepoche vorgeschlagenen Namen für den besten und werde ihn daher beibehalten.

Der Uebergang vom frühmittelalterlichen zum gothischen Baustil entwickelt sich von der Decke aus. Solange die Decke flach war, bestimmte der Grundriss den Oberbau, nach Einführung des Gewölbes bestimmte dieses den Grundriss und so den ganzen Aufbau der Kirche.

Während die meisten Kirchen Norddeutschlands noch im 12., einzelne bis ins 13. Jahrhundert ein flach gedecktes Mittelschiff haben, beginnt man dieses in Frankreich, und zwar in Burgund, schon um das Jahr 1000 einzuwölben. In den Rheinlanden hatte man die Seitenschiffe schon im 10. Jahrhundert eingewölbt,<sup>1)</sup> infolge mehrerer verheerender Brände an grossen Kirchen gelangte man hier aber gegen Ende des 11. Jahrhunderts auch zur Einwölbung des Mittelschiffs, so am Dom zu Speyer im Jahre 1080. Die älteste Art des Gewölbes ist das Tonnengewölbe, ein Halbzyylinder, der einen bedeutenden seitlichen Druck auf das Mauerwerk ausübt, so dass dieses sehr stark sein muss, um nicht aus einander getrieben zu werden. Durch Querbögen wird das Gewölbe in mehrere Felder zerlegt.

1) Die Apsis (Wölbung) war stets gewölbt.



Einen Fortschritt bildete das zuerst in Italien ausgebildete Kreuzgewölbe. Dieses entsteht aus dem rechtwinkligen Durchschneiden zweier auf quadratischem Felde errichteter Tonnen und zerlegt das Gewölbe in vier sphärische Dreiecke, Kappen, deren Seiten, die Diagonalbögen, scharfe Kanten (Grate) bilden. Das Kreuzgewölbe hat vor dem Tonnen- gewölbe den Vorzug, dass sich der ganze Druck in den Diagonalbögen vereinigt, da sich die Kappen gegenseitig das Gleichgewicht halten. Daher wird ein grosser Teil der Hochmauern entlastet, und es brauchen nur diejenigen Teile der Wand verstärkt zu werden, welche jener Druck trifft. Dieses Gewölbe hat aber eine starke Neigung, sich nach dem Scheitel durchzudrücken, daher drängt alles zur Erhöhung dieses Scheitels hin, wodurch sich der Rundbogen allmählich dem Spitzbogen nähert. In dem Masse, als dies geschieht, wird ein Teil des wagerechten Druckes in den senkrechten übergeführt, und so die Gefahr des Auseinandertreibens der Mauer verringert. Ein weiterer Fortschritt wurde durch die Einführung der Kreuzrippen erzielt. Die Grate sind hier unterstützt durch Gurte, welche aus Hausteinen hergestellt sind und im Scheitel durch einen Schlussstein zusammen gehalten werden. Diese Rippen dienen den Gewölbekappen als Einfassung und halten sie fest, so dass diese jetzt aus leichterem Gestein hergestellt werden können, wodurch eine weitere Entlastung der Hochmauern herbeigeführt wird. Mit der Einführung des spitzbogigen Kreuzrippengewölbes und der spitzbogigen Erhöhung auch der Quergurten war die konstruktive Grundlage der gothischen Bauweise gegeben. Der letzte Schritt bestand darin, dass man den schon stark verminderten seitlichen Druck durch freie Strebebögen über das Dach des Seitenschiffs auf Strebepfeiler ablenkte, und die nunmehr fast ganz entlasteten Wände durch hochragende spitzbogige Fenster durchbrach, so dass jene fast nur noch die Rolle von Füllungen zwischen diesen Fenstern spielen. Das gekuppelte Fenster der frühmittelalterlichen Kirche war in dem gothischen zu einem einzigen verwachsen; die Säule, welche ehemals das Doppelfenster schied, schrumpft zu einem Pfosten zusammen, die kreisförmige Oeffnung über dem Doppelfenster wird in die Spitze des Fensters einbezogen und hier entwickelt sich die reizvolle Zier des Masswerkes als etwas völlig Neues.

Der vertikale Druck des Gewölbes ruht auf mächtigen Pfeilern, und so wird die Decke nicht mehr von den Wänden,

sondern von Pfeilern, Gurten, Strebebögen und Strebepfeilern gehalten, welche das Gerippe des Baues bilden, den man nicht mit Unrecht mit einem Glashause verglichen hat.

Auch der Grundriss der frühmittelalterlichen Kirche wandelt sich allmählich mit der Decke. Seitdem man gelernt hatte, das Kreuzgewölbe über rechteckigen Feldern zu errichten, was vereinzelt schon die im 11. Jahrhundert begonnene Abteikirche von Laach zeigt, verschwand mit dem quadratischen Schematismus der Joche der sog. Stützenwechsel, d. h. die Abwechslung zwischen Pfeiler und Säule. Schon zu Anfang des 13. Jhs. beginnt die Krypta zu schwinden (wie in der Apostelkirche und der Kirche von Gross St. Martin in Cöln) und der Chor wächst einheitlich in das Mittelschiff hinein. Die Seitenschiffe ziehen als Umgang um ihn herum, er endet nicht mehr halbkreisförmig, sondern, von einem Kapellenkranze umgeben, polygonal. Daher konnte man auch hier in einzelnen Punkten, den Ecken, den Druck des Gewölbes sammeln; dieses wird in das Gewölbe des Mittelschiffs einbezogen, so dass der ganze Innenraum wie aus einem Guss in herrlichster Perspektive dastand. Diese allmähliche Entwicklung erreicht zuerst in Frankreich ihren Abschluss. Die Formen des gothischen Chors finden wir zuerst in der Abteikirche von St. Denys, welche der grosse, kunstbegeisterte Abt Suger 1144 erbauen liess. Die 1163 begonnene und erst nach fast 100jähriger Bauzeit vollendete Kirche von Notre Dame in Paris hat noch manche Anklänge an den frühmittelalterlichen Stil, voll zum Ausdruck kam der gothische Stil in den Prachtkirchen von Chartres, Reims und Amiens, die sämtlich zu Anfang des 13. Jahrhunderts begonnen wurden und den grossen Siegeszug der Gothik einleiteten. Ihr rasches Verbreiten wäre nicht möglich gewesen, wenn sie nicht dem Geiste der Zeit entgegen gekommen wäre, der Zeit mit ihrem mächtig aufstrebenden, wirtschaftlichen Leben, mit dem hochgemuteten Sinne des Rittertums, mit dem durch die Kreuzzüge gewonnenen, erweiterten geistigen Horizont, mit der Vertiefung des durch die griechische Philosophie befruchteten Denkens, welche die abendländischen Völker den Arabern zu danken hatten. Eine Reihe von Jahrzehnten freilich hatte der gothische Stil bereits in Frankreich geblüht, bevor er in Deutschland Eingang fand, obschon in den frühdeutschen Kirchen der Spitzbogen seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts mehr und mehr verwandt wurde und hier den sogen.

Uebergangsstil hervorrief. Eine ganze Anzahl deutscher Kirchen dieser Zeit wenden den Spitzbogen auf sämtliche Gewölbe an, während Fenster, Türen, Nischen noch den Rundbogen zeigen und die Fenster in alter Weise beschränkt blieben. Hierhin gehören die Münster von Basel, Bonn, die Abteikirche zu Werden a. d. Ruhr, der Dom zu Bamberg, die bis auf den Chor zerstörte Cisterzienserkirche zu Heisterbach, welche auch schon den Umgang um den Chor zeigt. Das älteste deutsche Beispiel eines solchen Umganges zeigt in Cöln die aus der Mitte des 11. Jahrhunderts stammende Kirche von Maria im Capitol, die in der Krypta auch den Kapellenkranz hat und auch eine Art Strebebogen aufweist. Dieser findet sich an dem Dekagon der frühdeutschen Kirche von St. Gereon in Cöln, am Bonner Münster, und völlig ausgebildet an der Kirche zu Limburg an der Lahn, welche auch den Umgang hat, so dass nur die grossen spitzbogigen Fenster fehlen, um sie als gothische Kirche erscheinen zu lassen. Ein besonders bezeichnendes Einzelglied dieses Uebergangsstiles ist der spinnwirtelartige Schaftring, ursprünglich ein Zungenstein, der die Säule mit der Wand verfestigte, später als selbständiges Zierglied um Säulenschäfte und Rundstäbe gelegt.

Diesem Uebergangsstil gehört der älteste Teil der Dürener Martinskirche an, welcher demnach in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts, etwa um 1230, erbaut wurde. Der älteste Teil reicht vom Chor bis zum Westende des heutigen Querschiffes, unter dem Dache ist an dieser Stelle noch deutlich der Ansatz für das jüngere Mauerwerk sichtbar. Die Martinskirche war in ihrer ältesten Gestalt eine dreischiffige Basilika ohne Querhaus, wesentlich niedriger, als die heutige Kirche. Merkwürdiger Weise ist das nördliche Seitenschiff ein wenig breiter, wie das südliche (5,80 m : 5,15 m). Der einzige unveränderte Teil der alten Kirche ist das Südportal, welches leider durch den 1900 errichteten, die Einheit des schönen Baues empfindlich störenden Vorbau teilweise verdeckt ist. Jede Neuerung hätte vor allem darauf bedacht sein müssen, dieses älteste Baudenkmal Dürens möglichst sichtbar zu Tage treten zu lassen. Dieses Portal zeigt noch den Aufbau der frühdeutschen Kirche. In der zweimal rechteckig abgetreppten Mauer stehen je zwei dünne Säulen aus schwärzlichem Granit, welche als Basis wie als Kapitell spinnwirtelartige Gebilde zeigen. Die Kapitelle jedes Säulenpaares sind durch ein Gesimse verkröpft, der

Schaft der Säule legt sich in unverminderter Stärke als Rundstab um das Bogenfeld des Portals. Dieser Rundstab hat im Scheitel des Bogens den Schaftring, welchen ich vorhin als besonders bezeichnend für den Uebergangsstil genannt habe. Der Bogen, den diese Rundstäbe bilden, ist ein abgestumpfter Spitzbogen, wie ja derartige mehr zierhafte Spitzbogen an frühdeutschen Kirchen nicht selten sind. Der flach ausgekehrte Archivolt nähert sich dem Rundbogen, er trägt indessen in dieser Kehle ein gothisches Zierglied, das Epheublatt. Das Bogenfeld über dem flachen Türsturz dagegen ist mit einer echt frühdeutschen Darstellung geschmückt, dem Gotteslamm.

Bei Betrachtung des Langhauses fällt uns sofort die kleine Form der Fenster in den Seitenschiffen auf. Der Meister, welcher die dicken Mauern mit diesen kleinen Fenstern durchbrach, war noch ganz von dem Geiste der frühdeutschen Bauweise erfüllt. Die Fenster waren aber ursprünglich rundbogig, der Spitzbogen ist später aufgesetzt worden. Beweis: Das Masswerk dieser Fenster ist jünger, als das Masswerk der Hochfenster des Mittelschiffs. Diese haben, ein Kennzeichen des hochgothischen Stils, als Masswerk regelrechte Kreise und Kreisausschnitte, während das Masswerk jener bereits die herzförmige Gestalt der jüngeren Zeit zeigt. Da nun die Fenster der Seitenschiffe der Entstehung nach selbstverständlich älter sind, als die des Mittelschiffs, so erklärt sich deren jüngerer Masswerk nur aus einer späteren Veränderung. Die mittelalterlichen Menschen hatten ja noch nicht die Neigung der Neuzeit, „stilgerechte“ Restaurationen herzustellen, sie bauten in dem Geiste ihrer Zeit, und infolgedessen sind die älteren Kirchen ja auch so wertvolle geschichtliche Urkunden. Dass Fenster verändert wurden, ergibt sich auch aus einer Betrachtung der Einfassung. Die Fenster des Mittelschiffes haben eine regelrechte Umrahmung durch Werksteine, diese fehlt an den unteren Fenstern. Regellos sitzen hier an der Umfassung Steine verschiedener Form und Grösse, so, wie sie bei einer Erbreiterung und Erhöhung herauskamen. Und endlich: An dreien von den vier Fenstern der Seitenschiffe ist der Spitzbogen unregelmässig gebildet. Die beiden Schenkel haben nicht die gleiche Krümmung, vielmehr ist der eine flacher, wie der andere, und der Scheitel steht daher nicht genau über der Mitte des Fensters, sondern ein wenig seitlich. Diese grobe Un-

regelmässigkeit ist nur dadurch erklärlich, dass der Spitzbogen nachträglich in das dicke Mauerwerk eingetrieben wurde. Aus allem diesem folgt, dass die Fenster ursprünglich noch kleiner wie heute und demgemäss rundbogig gewesen sind. Schon hieraus könnte man schliessen, dass die Seitenschiffe anfänglich niedriger waren, wie zur Zeit, aber auch der Augenschein belehrt uns, dass sie ehemals nur bis zur Höhe der Strebepfeiler reichten. Das Mauerwerk hat von hieraus einen andern Zug und andere Fugung, an der Südseite ist dies besonders deutlich ausgeprägt, weniger an der Nordseite. Dementsprechend muss aber auch das Mittelschiff niedriger gewesen sein, und an Stelle des heutigen Chors stand wahrscheinlich nur eine kleine Apsis.

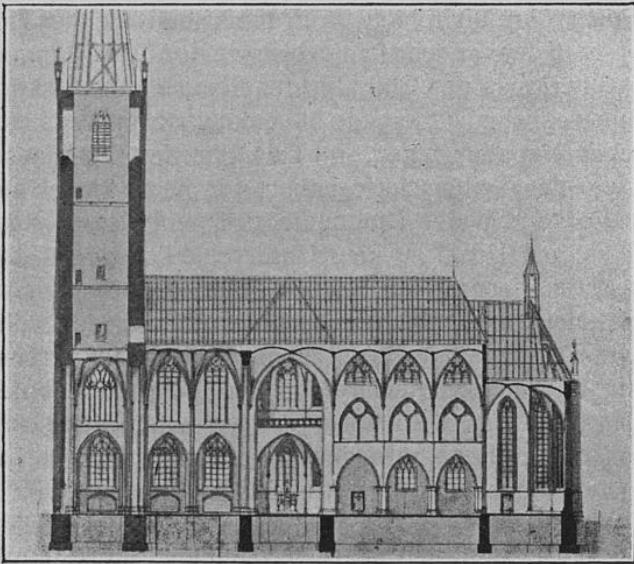


Abbildung 7.

Dank des kraftvollen Aufblühens der Gewerbe entwickelte sich Düren im Laufe des 13. Jahrhunderts so günstig, dass die alte Kirche zu klein wurde, und so ersetzte man als erste Erweiterung um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts die Apsis durch den heutigen Chor, für den der Raum ja durch die östlich vorbeiziehende Oberstrasse beschränkt war. Dieser Chor zeigt uns den gothischen Stil in seiner ersten Blüte. Die Wände sind durch hohe Fenster aufgelöst, so dass sie fast nur

als Füllungen zwischen diesen erscheinen, mächtige Strebe-  
pfeiler stützen sie. Bezeichnend für den frühgotischen Stil  
sind vor allem die Rundstäbe, welche in den Fenstern den  
Pfosten vorgelagert sind und auch deren einzelne Teile, sowie  
die ganzen Fenster umfassen. Sie finden sich auch an ver-  
schiedenen andern deutschen Denkmälern der frühgotischen  
Epoche, so an der Liebfrauenkirche in Trier und an dem  
Münster zu Freiburg im Breisgau. Bezeichnend sind ferner  
die Rippen des Gewölbes, welche den Anfängen des spitz-  
bogigen Kreuzrippensystems entsprechend ein kreisrundes  
Profil haben. Nicht lange nach Errichtung des Chors vollzog  
sich der zweite Ausbau an der Martinskirche, die Erhöhung  
des Mittelschiffs und der Seitenschiffe auf den heutigen Stand.  
Auch dieser Ausbau gehört noch in die erste Blüte des gothi-  
schen Stils, rührt aber nicht von demselben Meister her, wie  
der Chor, von dem er sehr bemerkenswerte Abweichungen zeigt.  
Die Gewölberippen des Chors bestehen aus einem dickeren und  
zwei dünneren Rundstäben, die ohne dazwischen liegende Hohl-  
kehle neben einander ruhen. Im Gewölbe des Langhauses, des  
Mittel- wie der Seitenschiffe haben wir nur eine kantige  
auf die Werksteine der Diagonalbögen aufgelegte Rippe mit  
lanzettförmigem Profil. Einen Unterschied zeigen sodann die  
Fenster. Der Vierpass im Bogenfelde der Chorfenster zeigt in  
jedem Segment drei, also im ganzen zwölf Nasen, welche im  
Gegensatz zu dem feierlichen Ernst der meist kreisrunden  
Segmente im hochgotischen Stil eine gewisse Lebhaftigkeit  
verraten. Das Masswerk der Fenster des Mittelschiffs hat  
diese kreisrunden Segmente, deren Spitzen in dem Vierpass des  
oberen Bogenfeldes mit Rosetten besetzt sind, welche in den  
beiden unter diesem sitzenden Dreipässen fehlen. Ganz ver-  
schieden sind sodann in Chor und Langhaus die Kapitelle, auf  
deren Plinthen der Gewölbeansatz ruht. Die Kapitelle des  
Chors kann man wohl am besten als Würfelkapitelle bezeich-  
nen; sie sind an den Ecken und in der Mitte mit rohem, über-  
fallendem Blattwerk verziert. An deren Stelle finden wir im  
Mittelschiff ein über einem Ringe aus den Vierecken heraus-  
wachsendes, nach oben sich verbreiterndes, vierkantiges Ge-  
bilde, über welches eine doppelplattige Plinthe merklich heraus-  
ragt. Der Schlussstein im Gewölbe des Mittelschiffs schliesst mit  
einer bildlichen Darstellung ab, die im Chor fehlt. Im östlichen  
Joche sehen wir Maria mit dem Christuskinde, im mittleren

das Haupt Jesu, der Darstellung ähnelnd, welche dieses Haupt in dem Schweisstuch der heiligen Veronika zeigt, im Westjoch einen Bischof mit Stab, ohne Zweifel der heilige Martinus. Als Widerlager gegen den Seitenschub des Gewölbes finden wir im Osthause aussen kräftige Lisenen, denen Halbsäulen vorgelagert sind.

Dass die Erhöhung der Seitenschiffe mit der des Mittelschiffes gleichzeitig erfolgte, ist zunächst an und für sich wahrscheinlich, ergibt sich aber auch aus dem gleichen Bau des Gewölbes. Im Ostjoch des nördlichen Seitenschiffes sehen wir im Schlussstein ebenfalls eine bildliche Darstellung, den heiligen Petrus mit Mithra, Bischofsstab und Schlüssel.

Gleichzeitig mit diesem zweiten Ausbau der Kirche müssen auch die spitzbogigen Arkaden ihre heutige Gestalt gewonnen haben, da sie ganz auf die derzeitige Höhe der Seitenschiffe berechnet sind. Ich halte es für sicher, dass diese Arkaden, gleich den Fenstern der Seitenschiffe ursprünglich rundbogig waren, wie wir dies ja auch an dem ungefähr aus derselben Zeit stammenden Langhause des Bonner Münsters wahrnehmen, dessen Nordportal gleichfalls mit dem Dürener Südportal eine gewisse Aehnlichkeit hat. Demselben Ausbau gehören im Mittelschiff auch die fensterartigen Spitzbogenblenden über den Arkaden an. Es scheint mir völlig ausgeschlossen, dass diese Blenden an Stelle der ursprünglich vorgesehenen Fenster stehen, die in den Bossen stehen geblieben wären. Sie nehmen der Breite nach fast das ganze Joch ein, in welchem Missverhältnis hätten solche Fenster zu den ursprünglichen kleinen Fenstern der Seitenschiffe gestanden! So aber bilden sie nach Grösse und Anlage einen glücklichen Uebergang von den Arkaden zu den Fenstern des Mittelschiffs.

Aus einer Urkunde vom 3. Dez. 1331 erfahren wir, dass zwischen dem Kapitel des Aachener Marienstiftes und der Stadt Düren eine Zeit lang Streit geherrscht wegen der Kosten zur Ausbesserung (reparatio) des Kirchendachs der Martinskirche.<sup>1)</sup> Der Streit wurde damals in der Form geschlichtet, dass das Kapitel der Stadt Düren zu diesem Zwecke eine nicht näher genannte Summe als Almosen aushändigt. Mit Hartmann bin ich der Meinung, dass damals dieser Ausbau vollendet gewesen. Der Streit war offenbar da-

1) Materialien, S. 271 ff.

durch entstanden, dass das Kapitel nur zur *Ausbesserung* des Daches verpflichtet war, während infolge des Umbaus ja ein neues Dach notwendig geworden war.

Diese dreischiffige Basilika genügte für die Bedürfnisse des mittelalterlichen Dürens und hätte offenbar noch weiter genügt, wenn die Pfarrkirche nicht seit 1501, durch Uebertragung der St. Annareliquie eine Wallfahrtskirche geworden wäre.<sup>1)</sup> An anderer Stelle habe ich dargetan, welche Menschenmassen diese Reliquie in den ersten Jahrzehnten nach der Uebertragung in Düren zusammenführte.<sup>2)</sup> Für diese Menschenmasse wurde die alte Kirche zu klein und so setzte man den dritten Erweiterungsbau ins Werk. Nach Polius<sup>3)</sup> war es nun der Rat der Stadt Düren, der die Kirche nach Westen um zwei Joche erweitern liess. Diese Darstellung ist sicher richtig, da der Rat nach den Verträgen von 1513 und 1517 drei Viertel vom Annenopfer beanspruchen konnte, mit der Bestimmung, dass dieses Geld auch zum Ausbau und Schmuck der Kirche zu verwenden sei.<sup>4)</sup> Genaueres über den Zeitpunkt des Beginnes und der Vollendung dieser Erweiterung sagt Polius nicht, sie sei pedententim, allmählich, vollendet worden. Begonnen wurde diese Erweiterung erst nach 1506, da in diesem Jahre erst der Streit entschieden wurde, in welchen Düren mit der Stadt Mainz geriet, der ja die Reliquie entwendet worden war. Sehr zustatten kam dem Unternehmen, dass der damalige Pfarrer Hildebrand von Weworden (1506—1537) ein äusserst tatkräftiger, für Kirche und Reliquie sehr begeisterter Mann war.

Dieser Umbau, das Westhaus, zeigt auf den ersten Blick von dem Osthause die grössten Verschiedenheiten. Die Seitenschiffe haben mächtige, vierteilige Fenster, zwischen denen nur schmales Gewände übrig bleibt, welches aussen durch starke Strebepfeiler verstärkt wird. Im Bogenfelde dieser Fenster erscheint das für die späteste Zeit des gothischen Stiles so bezeichnende blasenartige Gebilde, die sog. Fischblase (französisch flamme); das gleichartige Masswerk finden wir auch in den Fenstern des Mittelschiffs. Im Westhause

1) Schoop, Geschichte der Stadt Düren, S. 55 f.

2) a. a. O. S. 58 f.

3) Polius, Exegeticon, S. 205 f.

4) Schoop, Beiträge zur Schul- und Kirchengeschichte Dürens, Aachener Zeitschrift 26, S. 291. Redlich, zur Geschichte der St. Annenreliquie in Düren, a. a. O. S. 323 und 333.



sind die Arkaden und demgemäss auch das Kaffgesims wesentlich höher, als im Osthause. Die selbständigen Blenden des Osthauses fehlen, vielmehr setzen sich die Fenster des Mittelschiffs im Westhause abwärts als Blenden bis zum Gesimse fort. Die Kapitelle, welche den Ansatz des Gewölbes tragen, sind Kelchkapitelle, verziert mit Eichenlaub, welches aber schon die stilisierte Form der spätgothischen Zeit hat. Verschieden ist auch das Gewölbe, denn an Stelle des Kreuzgewölbes finden wie hier ein Netzgewölbe, im Mittelschiff in der besonderen Form des Sterngewölbes.

In dieselbe Zeit, wie die Anfügung des Westhauses, fällt auch die Errichtung der Marienkapelle in ihrer ursprünglichen Gestalt. Polius berichtet hierüber folgendes: <sup>1)</sup> Der Pfarrer Hildebrand von Weworden habe zum Dank dafür, dass der Rat sein bis dahin niedriges, in der Pfaffengasse (der heutigen Jesuitengasse) gelegenes Haus erhöhen liess, aus dem ihm zukommenden Viertel des Annenopfers an der Nordseite der Kirche eine Vorhalle errichten lassen, in der die St. Annenreliquie dem Volke gezeigt werden sollte. Polius bringt auch <sup>2)</sup> eine in die Materialien (S. 240) übergegangene Abbildung dieser Kirche, welche diese nördliche Vorhalle zeigt. Diese Abbildung stammt nach seiner Mitteilung aus einer formula veteris Marcoduri, d. h. aus einer bildlichen Darstellung von Altdüren. Diese Vorlage war aber im höchsten Grade unzuverlässig, enthielt sie doch unter andern auch das Phantasiegebilde der Burg des Marcus Vipsanius Agrippa, welche auch in den Materialien abgebildet ist. (S. 208.) Polius hat offenbar nur auf Grund dieser falschen Abbildung die Mitteilung von der nördlichen Vorhalle aufgenommen; der Turm dieses Bildes hat im wesentlichen die Gestalt des jetzigen, auch der Chor kann als eine schlechte Nachbildung des wirklichen gelten, die Vorhalle aber hat der ungeschickte Künstler offenbar an die falsche Seite gesetzt. Von dieser Nordhalle hat sich übrigens auch vor Errichtung der Josefskapelle (s. u.) nicht die mindeste Spur gezeigt, die hätte sich aber doch im Mauerwerk müssen nachweisen lassen. Auch sieht man nicht ein, wie Weworden dazu hätte kommen sollen, zwei solcher Vorhallen zu errichten, denn Polius berichtet weiter, gegen Ende seines Lebens habe er an

1) a. a. O. S. 302 f.

2) a. a. O. S. 246

der Südseite eine zweite, weit geräumigere Vorhalle aus schön gefügten Steinen errichten lassen. Diese sei derart gebaut gewesen, dass im Erdgeschoss das Volk durch drei offene Türen ohne grosses Gedränge zur Verehrung der Heiligtümer habe aus- und einströmen können. Durch den Tod sei der verdiente Pfarrer verhindert worden, diesem Bau das

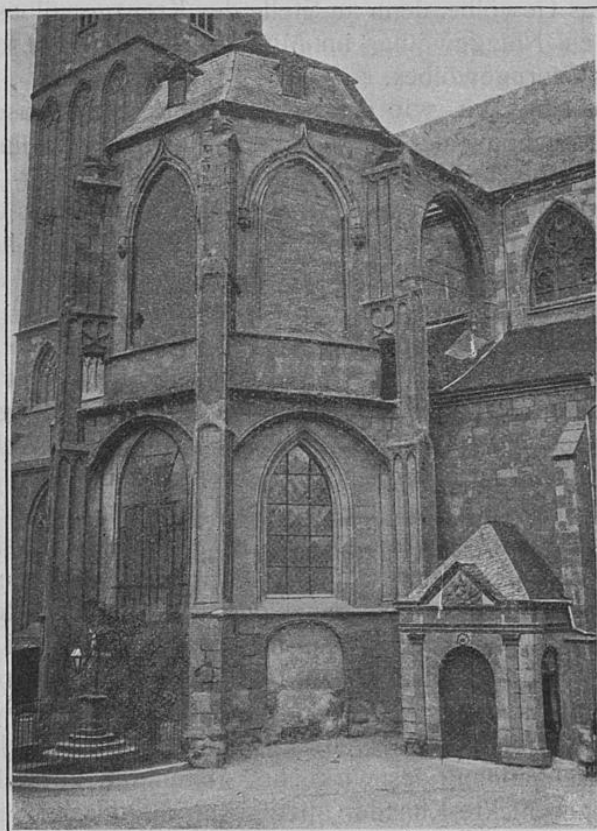


Abbildung 8.

Dach aufzusetzen, die Sitte, dem Volke die Heiligtümer zu zeigen, sei aber allmählich, besonders seit dem Brande der Stadt (1543) in Verfall geraten. Dieser Verfall erklärt sich zweifellos in erster Linie aus den schweren, langdauernden kirchlichen Wirren, welche bald nach diesem Ereignis in

Düren eintraten.<sup>1)</sup> Während dieser Zeit wurden die zwecklosen Türen zugemauert. Die photographische Aufnahme, welche der verstorbene Oberbürgermeister Werners vor dem Umbau dieser Vorhalle, der jetzigen Marienkapelle, hat herstellen lassen, (Abbildung 8) zeigt noch deutlich, wie diese Oeffnungen mit kleinen, von den Quadern des übrigen Baues stark abweichenden Mauersteinen ausgefüllt sind. Im allgemeinen hatte dieser Vorbau ehemals dieselbe Form, wie heute. Er ist auf dem Grundriss eines Achteckes errichtet, von dem drei Seiten und zwei Seitenansätze aus dem Seitenschiff heraustraten, so dass eine Art Apsis gebildet wird. Nur das Obergeschoss wich stärker von der heutigen Gestalt ab. Dieses war nämlich ehemals nicht, wie heute, in das Gewölbe des Mittelschiffs einbezogen, sondern an der Ost- und Westecke durch Strebebogen mit diesem verbunden, unter denen das Dach des Seitenschiffs fortlief. Die Fenster waren gleichfalls mit kleinem Mauerstein ausgefüllt worden, ein Mansarddach bildete den Abschluss. Auf dem Stich von Hollar ist der Anbau noch unbedacht, vielmehr lief, soweit man dieses bei dem winzigen Massstab beobachten kann, hier, wie im ersten Geschoss, eine Galerie um. Die Galerie im ersten Stockwerk hatte keine Brüstung, die Fenster des Erdgeschosses entbehrten des Masswerkes.

Dieser Bauperiode gehört auch der prächtige, heute bis zum Scheitel des Hahns 100 m hohe Turm an, welcher so breit ist, wie das Mittelschiff, aus dessen Westfassade er ein wenig vorspringt. Er unterscheidet sich in seinem Aufbau wesentlich von den Türmen unserer bekanntesten gothischen Kirchen. Diese verjüngen sich bekanntlich von Stockwerk zu Stockwerk und enden in dem durchbrochenen Pyramidenhelm, dem die Kreuzblume aufgesetzt ist. Der Turm unserer Kirche, die nach der Aufnahme der St. Annenreliquie allmählich den Namen Annakirche annahm, steigt in drei Stockwerken unverjüngt bis zu dem Fusse des geschieferten Helms auf. Die von Fialen durchsetzte Galerie, welche das Mauerwerk abschliesst, ist jüngeren Ursprungs, wie wir sehen werden. Auch das in diesem Turme befindliche Westportal zeigt nichts von der Pracht, welche die Portale der grösseren gothischen

1) Schoop, Beiträge zur Schul- und Kirchengeschichte Dürens, a. a. O. S. 285 ff.

Kirchen so oft entfalten. Sein Gewände treppt sich dreifach ab; das Portal ist zweigeteilt, auffallend niedrig, mit Stabwerk umrahmt und mit einem wagerechten Sturz überdeckt. Ueber dieser Türe befinden sich in einem rechteckigen Felde vier spitzbogige Blendens, mit Postamenten für Figuren, die neuerdings angebracht sind. Ueber einer Schräge erhebt sich dann ein mächtiges, fast bis zum Gesimse des ersten Stockwerks reichendes Fenster, welches in vier Langbahnen eingeteilt ist und in eine obere und untere Hälfte zerfällt. Neben diesem Fenster sehen wir noch zwei kleinere dreiteilige, spitzbogige Fensterblendens. Die beiden oberen Stockwerke zeigen an der durch das Treppentürmchen eingeengten Nordseite zwei, an den anderen Seiten drei spitzbogige, im Bogenfelde mit Masswerk verzierte Fensterblendens. Diese sind in drei Langbahnen eingeteilt und zerfallen wie das grosse Fenster über dem Portal in eine obere und untere Hälfte, indem die Langbahnen in der Mitte bereits einen Bogenabschluss erhalten. Im obersten Stockwerk ist die mittlere Blende der Schalleitung wegen fast bis zum Fusse durchbrochen.

Der Helm des geschieferten Turmes, welcher aus einem viereckigen, in Fachwerk gehaltenen Untersatz ins Achteck übergeht, war in der ältesten uns bekannten Form leicht geschweift, wodurch er ein barockes Aussehen erhielt. Sodann war er damals zweimal, in der Mitte, und an Stelle der heutigen Dachlücken durch eine fortlaufende Reihe von Fensteröffnungen durchbrochen. Ueber der oberen Reihe bildete eine etwas geschweifte, kegelförmige Kappe den Abschluss des Turmes.

Der im 16. Jahrhundert begonnene Erweiterungsbau war zweifellos vollendet, als die schwere Brandkatastrophe von 1543 über die Stadt hereinbrach. Nach den Materialien wäre damals auch die ganze Kirche zerstört worden. Sie berichten: (S. 241) „Diese Gebäude (Kirche und Turm) . . . . fanden ihren Untergang 1543 in der karolingischen Zerstörung. Durch die Glut des Feuers stürzte das Gewölbe der Kirche ein, das Mauerwerk des Turmes spaltete sich von allen Seiten, und nur weniges konnte zum Neubau der jetzigen Kirche gebraucht werden.“ Ich habe schon in meiner Geschichte Dürens (S. 83) darauf hingewiesen, dass diese ja nunmehr gänzlich widerlegte Nachricht falsch ist. Auf Polius fussend, nahm ich damals an,

dass in jenem Brande nur das Dach und auch der Turm abgebrannt sei.<sup>1)</sup> Die letzte Annahme ist falsch. In den zahlreichen Posten der Stadtrechnung von 1546, welche von Arbeiten an dem Kirchturm handeln, ist nur von Zimmermanns- und Schlosserarbeiten, niemals von Maurerarbeiten die Rede. Dann aber ergibt der Augenschein, dass bei dem Brande an dem Turme nur die oberste Schicht des Mauerwerkes in Mitleidenschaft gezogen wurde. Diese trug man ab und ersetzte sie durch Kalkgestein, welches sich auch heute noch durch seine gelblich-weiße Farbe von dem roten Sandstein abhebt.

Polius berichtet (a. a. O.), die Wiederherstellungsarbeiten des Turmes seien im Jahre 1563 durch den Bürgermeister Thomas von Jülich abgeschlossen worden; auch diese Nachricht findet in den Akten keine Bestätigung. Aus der Stadtrechnung des Jahres 1563 erfahren wir nur (S. 39), dass in diesem Jahre in Aachen ein Seil ausgebessert wurde, mit dem man die grossen Balken den Turm hinaufzog; mithin wäre damals der Bau noch im Gange gewesen. Ausser den Stadtrechnungen besitzen wir noch ein „Kirchenbuch“, in welchem auch die Einnahmen und Ausgaben für den Bau der Kirche verzeichnet sind. Dieses Buch meldet zum Jahre 1563 nur von Eisenwerk, welches im Kirchengestühl auf dem Chor angebracht wurde. (S. 10.) Dagegen hören wir zum Jahre 1568, (S. 65) dass der Umgang des Kirchturms mit Blei belegt wurde, dieselbe Verkleidung erhielt auch das Holzwerk an der Kappe (= Helm). Aus einem angehängten „Expenszettel von wegen des bauwegs (sic!) auf dem kirchtorn“ ersehen wir dann noch, dass damals umfassende Dachdeckerarbeiten an dem Turme vorgenommen wurden. In späteren Jahren erscheinen solch grössere Baurechnungen nicht mehr, und so dürfte die Wiederherstellung des Turmes im Jahre 1568 vollendet gewesen sein. Die schon früher erwähnte Schweifung entsprach dem Stilgefühl der Zeit, Renaissanceform hat auch das Kranzgesims, welches bei Wiederherstellung des Kirchendachs errichtet wurde, während sonst in dem Erweiterungsbau des 16. Jahrhunderts streng der spätgothische Charakter gewahrt ist. Auch zu den Wiederherstellungsarbeiten leistete das Aachener Stift

1) Exegeticon, S. 348: Turrim, ignibus absumptam . . . . . consul Thomas de Juliaco instauravit.

laut der Stadtrechnung von 1544 (S. 75) einen nicht näher genannten Beitrag.

Im 17. Jahrhundert erhielt die Marienkapelle das Mansarddach, welches auf der älteren Abbildung (7) sichtbar ist, sodann wurde damals an Stelle des heutigen Südportals ein niedriger Vorbau errichtet. Er hatte ein abgewalmtes Dach, einen Haupteingang von Süden und einen Nebeneingang von Osten. In dem Giebelfelde über dem Haupteingang war die von Engeln umgebene, aufschwebende Himmelskönigin dargestellt. In dieser Verfassung blieb die Annakirche bis ins siebente Jahrzehnt des abgelaufenen Jahrhunderts. Schon im Anfang der 60er Jahre plante der Kirchenvorstand von St. Anna eine gründliche Ausbesserung des Baues. Da starb am 4. Nov. 1868 in Neuss der Justizrat Alexander Theodor Ahrweiler, ein geborener Dürener. Dieser hatte dem Dürener Gymnasium, an welchem er seine wissenschaftliche Vorbildung erhalten hatte, die Summe von 790 000 Mark vermacht, mit der Massgabe, dass aus dieser Summe auch an der Nordseite der Annakirche eine dem h. Josef geweihte Kapelle, ähnlich der Marienkirche, erbaut werden sollte. Mit der Ausführung dieses Planes sowie des Planes einer umfassenden Ausbesserung der gesamten Kirche wurde 1869 der Baumeister *F r a n z S c h m i t z* aus Cöln beauftragt. Dieser legte bereits am 4. Dezember dieses Jahres seinen Plan für die Josefkapelle vor. Da aber bei dessen Ausführung nicht weniger als fünf Körperschaften beteiligt waren, der Gymnasialverwaltungsrat, der Kirchenvorstand von St. Anna, die Stadt, die erzbischöfliche Behörde und die Königliche Regierung, da ferner vor Inangriffnahme des Baues noch eine Reihe von Rechtsfragen zu lösen waren, so konnte erst am 19. August 1879 der Grundstein zu dieser Kapelle gelegt werden, welche am 19. März 1881 geweiht wurde. Durch diesen Anbau, der sich in seinen Formen genau der Marienkapelle anschliesst, erhält der Grundriss der Kirche die Gestalt eines griechischen Kreuzes. Die Ausbesserungsarbeiten an der Kirche begannen 1883 nach den Plänen von *W i e t h a s e*. In diesem Jahre erhielt der Helm des Turmes seine heutige Gestalt, 1884 wurde die um diesen und das Dach der Kirche laufende Galerie ausgeführt, 1887—1890, gleichfalls nach den Plänen von *W i e t h a s e*, die Marienkapelle zu ihrer heutigen Form umgebaut. Während diese sämtlichen An- und

Umbauten eine Verschönerung des kunstgeschichtlich so merkwürdigen, herrlichen Baues bedeuten, kann man dies leider von den 1899—1902 nach den Plänen von Statz jr. ausgeführten Anbauten nicht behaupten. Diese sind das bereits erwähnte Südportal, und die beiden Kapellen, welche den architektonisch schönsten Teil der Kirche, den Chor, teilweise verdecken. Die richtige Lösung hatte die ältere, abgebrochene Sakristei, die nur bis zur Höhe des Gesimses reichte, welches sich unter den hohen Fenstern hinzieht.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung über das an der Kirche verwandte Gestein, in welchem gleichfalls die verschiedenen Bauperioden gekennzeichnet sind. Der älteste, dem Uebergangsstile angehörige Teil, zeigt rötlich gelblichen Sandstein mit wechselndem Tone. Die zur Ausbesserung und Erhöhung der Strebepfeiler verwandten Sandsteine sind derselben Art, wie der am Chor verwandte, ihre Farbe ist weiss mit einem Stich ins graugelbe. Der Chor hat, von einigen weniger rötlichen Flicksteinen abgesehen, nur diesen Ton. Das Gestein des erhöhten Mittelschiffes hat den gleichen Grundton, wie die Seitenschiffe, noch mehr, aber nicht ausschliesslich ist der rötliche Ton ausgeprägt in dem Erweiterungsbau des 16. Jahrhunderts. Durch diesen Wechsel in der Farbe des Gesteins wird die Eintönigkeit grösserer Flächen vermieden und eine malerische Wirkung hervorgebracht, welche den eintonigen, glatten, roten und weissen Flächen der letzten Bauperiode zur Zeit noch fehlt. Wind und Wetter aber sind besonders an der Nordseite stark am Werke, hier Abwechslung zu schaffen, und mit der Zeit wird der Unterschied noch mehr schwinden. So ist und bleibt die St. Annakirche ein herrlicher, kunstgeschichtlich hochbedeutsamer Bau, auf den die Dürener stolz sein können. Und wie der mächtige Turm das weithin sichtbare Wahrzeichen Dürens bildet, so steht der ganze Bau auch da als eine monumentale Urkunde, in der sich die wichtigsten Epochen in der Entwicklung der Stadt verkörpern. Der älteste Teil versetzt uns in die Zeit, da Düren den Charakter des Dorfes abgelegt und sich zur Stadt entwickelt hatte. Der erste An- und Ausbau legt Zeugnis ab von dem mächtigen Aufblühen Dürens seit dem Ende des 13. Jahrhunderts, und das Osthaus zeugt von der fröhlichen

Weiterentwicklung der Stadt im 16. Jahrhundert, die selbst durch den furchtbaren Brand von 1543 nicht aufgehalten werden konnte. Die jüngsten An- und Umbauten endlich werden künftigen Geschlechtern auch Zeugnis ablegen von dem grossen Aufschwung, den Düren unter der Amtsführung seiner ersten Berufsbürgermeister, der Oberbürgermeister Werners und Klotz genommen hat.





Weiterentwicklung der S  
durch den furchtbaren Br  
konnte. Die jüngsten An  
tigen Geschlechtern auch  
Aufschwung, den Düren  
Berufsbürgermeister, der  
Klotz genommen hat.

bst  
len  
nf-  
sen  
ten  
nd

